

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 137

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Ursula Maria Wartmann
Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort von
Jürgen Brôcan



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 137

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 137

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2025 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-2084-8

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Vor lauter Leben außer Atem

Die Kraniche kraulen	10
Der große Brand	11
Der König hat überlebt	12
April	13
Wind. Surfing	14
Geburt	15
Nadelwälder	16
Novemberwind	16
Lothringer Lein	17
Gesang der Wale	18
Kartoffelernte	19
Winter	20
Fremde Freiheit	21
Eifeldüsternis	22
Morsche Brücke	23
Regen	24
Ritt am Strand	25
Sonnenuntergang	26
Wolken	27
Kennst du das Land	28

Nicht hier bei uns im Ort

Midlife Blues	30
Sichelmond	44
Nicht hier bei uns im Ort	52

Hinter dem Tor	60
Neu für uns alle	
Vietnam	64
»In der Schweigeminute hecheln die Hunde«	65
Notat vom 30. Mai 2021	
Altes Grab. Winterlicht	67
Schlaganfall	68
Seestück	69
Ich besprühe die Mauern	70
Zuletzt sind wir alle im Licht	71
Blesshuhn	72
Tage so sonnenwarm	73
Hoffen	74
Versprich es	75
Wetter	76
Wir queren das Grauen	77
Bauerngarten	78
Frieden machen mit den Müttern	
Die Angst der Kaninchen. Prolog	80
Rückkehr der Träume. Prolog	88
Pension Vera (Auszüge)	96
Die Zeit reißt den Rachen auf	
Asesino	106
Marriott. Notstrom	107
Silvester. Nachts	108
Mutter Erde	109

Scheiterhaufen	109
Damals war Krieg	111
Auf dünnem Seil	111
Endlager am Morgen	112
Nachtkinder in hohen Hüten	113
Denken an Knaben	114
Oktober an der Kieler Förde	115
Keine Absichten mehr	116
Die Neige des Sommers	117
Wo immer Antwort kam	118
Hier und dort	
Alles passt!	120
Knappenberg	129
Regen zwischen Hull und Leeds	132
Zombie Killing Shirt	140
Nachwort	146
Textnachweise	149
Die wichtigsten Veröffentlichungen	150

Vor lauter Leben außer Atem

Die Kraniche kraulen

Die Kraniche kraulen bedächtig durch
warmen Wind im Wolkenmeer wie
eh und je: In strikter Formation. In
der Tiefe des Atlantik stöhnt der Rochen
beim Verdauen einer Scherbe Tupperware.

Am Strand verlassen die Alten den
Schutz der Sonnenschirme. Die
Flotte weißer Wale duckt sich
dicht unter dem Siedepunkt und oben
fächert der Tanker sein Schweröl aufs Meer.

Am Grund simmern brennende Klumpen.
Alle Mann an Bord: gerettet. Wir sehen wo
wir bleiben bei Facebook wird gepostet was
das Zeug hält. Erlösung endlich zerreißt es
den gemarterten Rochen kieloben.

Der große Brand

Im Wind hinterm Deich
da ziehen sie nachts auf hellen Flügeln der
Wolken durchs Land und legen
dem Mond den Mund auf die Wange.
Sie treiben. Durch gläserne Luft erfrischen
die Lungen die Haut die feuchte Wölbung
der Augen im Staunen das Widerspiegeln
von Licht die Schönheit
so grenzenlos dann
brennt ein Kontinent Australien
brennt hier oben auf den hellen Wolkenflügeln
klingt der Schrei der sterbenden Millionen wie
wehes Zittern von Geigensaiten ein Geruch
brennt sich zwischen die Buchdeckel die Geschichte wird
neu geschrieben. Bangemachen gilt.
Bald brennen wir auch drängt Rauch
durch Kamine.

Der König hat überlebt

Am Autobahnrand schütteln sich
hohe rostrote Gräser fliegen vorbei
wo hinten im Niederland in
Knicks die Kopfweiden tuscheln in
den Häusern zeichnen Menschen mit
Fingerkuppen die Umrisse ihrer Körper nach
während der Hund seufzend den Kopf
zwischen die Vorderläufe legt gräbt
ein Kind am harten Strand
aus Sandverwehung die Puppe zeigt sie
im Fäustling der Mutter her:
ein Holzstück grob das Gesicht geschnitzt
ein Mann ein König vielleicht aus
seinem Kral sein Kleid am Hals verknotet
verschnürt mit blauen Kreisen. Gelben Rhomben.
Moccabraunem Grund.
Der König
hat überlebt.

April

Die Sonne duftet im Rosmarin
klettert der glänzende Panzer
des Käfers, da! das Förmchen
des Kindes da
liegt es kalt
unterm Buxus.

Die frühe Felsenbirne treibt
aus erste Knospen im Wind
zittert Flaum junger Weidenkätzchen.
Im April ist nicht gut Kirschen essen
flutet noch Hagel
die Wiesen das Moos.

Schon bald berauscht uns
die Fülle wird die Tür
des Hauses von blauem Duft
bewuchert sein.
Glyzinien werden
den Sonnentag sprengen.

Ich werfe mein Sehnen
mit weitem Arm in
die Zukunft wie
einen Anker. Hier
bleibe ich. Hier
pflück ich gelbe Falter
aus der Luft Libellen lass
sie auf meinem Handrücken
tanzen.

Wind. Surfing

Zwischen Haut und Welt
tragen sie Neopren glatt
wie Samt und kalt wie Gummi
Wind abweisend wie das
mächtige Federkleid der
Truthähne am Kliff wo
unten das Meer tost und oben
die wuchtigen Vögel im Schweigen
sind. Manchmal, mit schweren
Schwingen, flappen die Körper
eng an eng eine Welle durch
die ab und an ein Beben
fährt, faltige Häse Kropf
an Kropf. Rote Blasen und Pocken.

Die Schnäbel mit silbernen Ketten
verschnürt an denen Glöckchen
im Sturm leise Klänge schlagen.
Der Motor des Jeeps er stirbt.
Verblüffung Erstaunen. Mitleid
simmert wie der Kessel voll Grüntee
am Abend. Gelächter und Klatschen
auch. Johlen. Die Woge der Federkleider
hält stand. Kein Laut aus den Kehlen
der Vögel.

Unten warten die anderen schon. Die
Surfbretter die Segel. Die Masten.
Ein Stöhnen zittert durch
die Herde am Kliff – da!
Unter den dunklen Kapuzen hasten
sie seitwärts durch Klippen
Geröll durch Felsen hinunter
zum Strand

um dort dann
die Wellen der Nordsee zu reiten.

Geburt

Die Gischt schäumt bis an den Horizont
Schaumkronen wippen
eng gedrängte Möwen ihr Schrei
als sie zur Wolke werden hochsteigen aus
Salz und Nass zum Licht hier liegt
der Weg in eine glänzende Zukunft
bis ins All werden sie den hellen
Schlag der Flügel bringen das Pochen
gefiederter Kehlen das Gurren das Weiß
kalkiger Schalen die zarte Haut durch die sich
Schnäbel ins Leben picken.

Nadelwälder

Wir pumpen die Boote auf
bewegen uns auf dem Fluss
lautlos wie die Lava die vom
Berg drängt rot wie die Kehlen
der Lämmer die der Wolf
im Vorbeigehen reißt.

Riesiges Licht glüht
auf den braunen Fichten im
Hinterland Opfer der Gier
der Mordlust der Käfer.

Krankheit steht Spalier während am
Rand der Nadelwälder die
Schreie der Wildvögel sachte
ins Abendrot gleiten.

Novemberwind

Auf den Feldern schlafen nun
von riesigen Maschinen aufgebrochen
die nackten Schollen im
öligem Schwarzglanz der herbstlichen Feuchten.

Zwischen den Krumen
kräuselt sich letztes Kraut
im Novemberwind
rufen die Kraniche
im V-Flug wie eh
und je auf dem langen Weg in den Süden.

Lothringer Lein

Der seltene Lothringer Lein trägt
letzte Blüten bald ist der späte
Sommer vorbei doch noch
explodiert die Kastanienallee
in goldenen Farben zieht
am Waldsaum das stumme Rotwild
vorbei die Waldarbeiter: übertragen
die Krankheit der Fichten in
Excel-Tabellen die Stämme
die Borke die prallen
Körper der Käfer.

An der Hessenschanze
wird Kuchen verkauft bald
sind es Glühwein und Würstchen
der Förster läutet den Sonntag
ein bei Bier und Jazzmusik wird der Blick
auf Kassel gerichtet unten im Tal.

Bald werden Loipen gespurt.
Frische Pläne wollen geschmiedet
sein unverbrüchlich wie Stahl.

Gesang der Wale

Das Aquarium am Berg
mit Blick auf die Endmoränen
vor dem gezackten Massiv
da ist der Gesang hinter Glas
gebrochen und dumpf
wie ferner Trommelschlag so
weit wie Stockholm
bis München würden die Meere
die Lieder der Wale tragen
den Gesang ihrer zärtlichen Spiele.

Unten links steht
der Fisch den die Kinder lieben
wenn sie die Stirn am Glas
des Aquariums kühlen das Wasser
im Glanz der jungen Pupillen
Wellen schlägt
tagaus und tagein steht der Fisch
im Sprudelgetrudel blaue Schuppen
flappen auf und flappen ab und
eines Nachts fährt der Fisch
die Krallen aus dem blauen Kleid
scharf genug um Glas zu tranchieren
leichthändig wie die Köchin
zum Fest die Keulen der üppigen Gänse.

Die Wale haben die Flügel
angelegt die Kinder mit Zurrgurten
am Rücken gesichert mit
breiten Zähnen verdunkeln sie
lächelnd den Mond als sie
zurück zu den Ozeanen fliehn
der Fisch sieht zu wie sich am Berg
wie ein Fohlen die Endmoräne

bäumt der Fisch gräbt sich ein
Nest tief im Geröll Millionen
von Jahren alt findet er Trost.

Kartoffelernte

Aus dem Rascheln der Bäume fällt Herbst
Winde stöbern durch Stoppelfelder schichten
Laub und Lehm am Rand der Landstraße
glitzern die Dächer der Limousinen im
Abendlicht auf dem Acker
das Bücken von Rücken nach gelben
Knollen von der Maschine vergessen noch
sieht man die Staubspur der riesigen
Räder wie Nebel über dem Lehm
liegen der Wind frischt auf fegt Wellen
über die Pfützen von gestern.

Die Taschen voll mit erdigem
Duft den wir nach Hause tragen
wie ein Versprechen.

Winter

Am Morgen hauchen wir
die Draußenwelt ins Fenstereis
wo hinter dem Zaun der Bach
zwischen den Weiden klirrt.

Unterm First flattert der Sperling
der schwere Flügelschlag der Eule
schaut vorbei ich schüre zitternd
das Feuer lege die Finger unter die
Achseln während die Flamme
knackt und springt spaltest du
Buchenholz für den Tag
sollte es reichen. Im Kessel simmert
der erste starke Tee.

Dies wird ein großer Tag voll Kälte
und Klarheit sein. Unsere Träume
fädeln wir am Ofen zum Trocknen auf
so gehen sie uns nicht verloren.

Fremde Freiheit

Sie ziehen weg bevor man
sie jagt sie brechen im
Vorgarten einen Zweig und
retten sich schweigend in der
Barkasse ans andere Ufer:

Rosmarin hellblau voll Unschuld
in Blüte wie die winzigen Blumen
auf dem Kittel der Mutter die
in der Küche Kirchenlieder sang.

An einem Winterabend später
werden sie den Zweig aus
der Truhe holen behutsam
aus dem weichen Lappen
schälen dann zwischen den Fingern
reiben schnupern das Wildbret
würzen. Die Nadeln zerkleinern
im Mörser der fremden Freiheit.

Eifeldüsternis

Über den Gräsern wiegt sich Nebel hell in der Hüfte
in der Schlucht läuten die Zwerge rotwangig
den Abend unter den Wurzeln
der alten Rotbuche ein nach der Talbrücke
leuchten Häuser im Abendweiß
poltert Regen aufs Autodach
das Drängen der Kühе gegen die Hecke der Ginster
tupft sein Gelb ins Grau wir frösteln während
die Landschaft im Saunagang dampft Bremslichter
drängeln ruckelnd durch Kurven bald
sind auch wir am Ziel.

Konvoi der Limousinen vor grauem Himmel.
Eifeldüsternis.
Windräder quirlen graues Gewölk.

Morsche Brücke

In der Nacht kerben sich knisternd
neue Runen ins Knie du liegst
auf dem Mund du träumst
morsche Brücken: über dies
tiefe Tal wird niemand
mehr die Passage wagen.

Du legst dann den furchtlosen Blick
der Kindertage wie einen
Laserstrahl still in die Ferne
da! ist das Ziel aus deinem Mund
rinnt Wärme und Trost du drückst
die Knie durch am Ende der Brücke da ist
das Ziel du wirst es erreichen
bevor noch der Hahn dreimal kräht.

Regen

Die Roggenfelder füllen sich mit Regen
Sintflut spuckt Gesteinsbrocken aus.
Die Wälder tasten sich an Asphaltkurven
heran Wurzeln prall
wie Hühnerkrallen schleifen steif durch
Zapfen Nadeln fette Erde.
Der Atem der Kinder versickert
im Geröll turnen hochbeinig Insekten
sirrende Flügel vorm Start ins Sonnenblau.

Dem leisen Plätschern der Wellen
hören die Buntspechte zu. Sie meißeln
die Rinde der Birken trommeln im Totholz
das hohe Lied der Balz.

Ritt am Strand

Sie peitscht mit ihren Schreien
die Wellen die Kruppe
des Kaltblüters tanzt donnernd
über schweren Sand die Flut
hat Quallen mitgebracht
blau wie das Zittern
am Rohr des Glasbläfers.
Gallert spritzt unter
den schartigen Hufen.

Novemberwind.

Schaumkronen
braun an den dunklen
Nüstern des Pferdes
die Rufe der
Reiterin steigen
in hellen Stößen
wie Lanzen hoch
vor lauter Leben außer
Atem.

Sonnenuntergang

Es ist die Zeit der orangeroten
Fensterkreuze die Teller sind aufgedeckt
das Brot ist geschnitten das Tagwerk getan.
Am Tisch leuchten
müde Münder
verschweigen Delikte
sprechen von Plänen
und
der Möglichkeit von Glück
während
die Abendsonne ihre Teller füllt.

Fabelwesen sind wir die mit Löffeln essen
und mit Gabeln die Welt der Wünsche
in Portionen teilen lächle nicht sonst
wirst du nicht ernst genommen.
Am Fluss wandern Schatten
gemessen den staubigen Pfad entlang
kein Mensch
ist da der sie wirft.
Ein Schiffsmast hochkant draußen.
Messer mit scharfen Klingen.

Wolken

Die Wolken steigen aus
der hohen Ewigkeit fallen
lautlos wie Fallschirme
nach unten hier und da
ein zögerndes Schweben dann
sind sie gefunden:
Schornsteine, Fensterritzen
schmaler Spalt im Mauerwerk.

Sie tasten sich durch
Häuser und Zimmer legen
sich zum alten Mann zur Katze
kriechen unter die Augenlider der Hunde
und Kinder und Mütter kriechen in Kehlen.
Schließlich sind
alle tot.

Es geschah dies im Auftrag.
Die Erde dankte mit wildem Wuchs
und herrlichen Tieren.

Kennst du das Land

Wo die Stürme Namen tragen
da ist das Land wo grüne Äpfel blühn
Alte in schiefen Schuhen
durch Kopfsteingassen schnurren wo
Kindergesichter mit weißem Garn
umhäkelt sind.

Es sind dort die Schwämme
mit Essig getränkt doch auf dem Wasser
der Kanäle schimmert sacht
der Duft von Rosen.

Niemand fragt in Backsteinhäusern
nach dem Weg hinaus im Dorf
herrscht eisern Schweigen:
Zu jeder Mahlzeit gibt es Zuckerwatte hier.
Auf den Wiesen hinterm Deich
kringeln sich Winde in warmen
Strudeln über dem Watt.

Die Körper der milchwarmen Kälbchen
drängen durch den narbigen Wald
am Abend zurück in den Stall.

Nicht hier bei uns im Ort

Midlife Blues

Sie saß in der Raststätte am Fenster, hoch über der Autobahn, fast, so kam es ihr vor, wie in der Gondel eines Riesenrads. Eine gigantische Brücke aus Beton und Glas war quer über die vier Autobahnspuren gespannt, und jetzt, vor sich einen Kaffee, überlegte sie, was für ein eigenartiges Gefühl es sein müsste, abends hier zu sitzen, in der Dämmerung oder besser noch in der Dunkelheit, und sich langsam in eine melancholische Schwerelosigkeit hinein zu träumen, durchkreuzt nur von den Scheinwerfern der Fahrzeuge, die die Spur des Asphalts aufgenommen hatten und die Witterung eines Ziels, das nur die Insassen kannten.

Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch und umfasste mit beiden Händen ihre Tasse. Wenn sie hier in der Nähe wohnen würde, würde sie besondere Verabredungen an diesen Ort verlegen. Treffen mit Menschen, die ein wichtiger Teil ihres Lebens waren, obwohl die ganze Atmosphäre eher kalt war, die Nüchternheit einer Werkkantine aufwies, der man allzu deutlich die Bemühungen des Innenarchitekten um Modernität ansah. Etwas Auswegloses lag über dem riesigen Raum, in dessen Ecken in Betonkübeln Pflanzen bis unter die Decke wucherten, etwas von Zufälligkeit und Verfall, obwohl hier sicher täglich eine Putzkolonne für Ordnung sorgte. Ein Platz um ein Scheidungsgespräch zu führen. Eine Bühne für den Beginn einer heftigen Leidenschaft, von der man schon in der ersten Sekunde wusste, dass sie zum Scheitern verurteilt war.

Vorm Fenster trieben ein paar Schneeflocken vorbei, sachte, zögernd, die ersten, die sie in diesem Jahr sah, und sie registrierte sachlich, dass sie bei ihrem Anblick keine Freude empfand. Die Winter wurden kürzer, die Jahreszeiten gerieten aus dem Lot, waren ineinander verwoben wie unruhige Träume. Im vergangenen Jahr

hatten schon Ende Januar im Park die Krokusse geblüht, die Forsythien hatten in stoischem Gelb der Wucht grauer Wolken getrotzt, und in der Morgendämmerung hockten in den kahlen Bäumen vor ihrem Haus die Vögel und tauschten zwitschernd erste Botschaften aus. Sie konnte sich noch an ihr Erschrecken erinnern – was, wenn noch einmal der Frost käme? Das Rufen der Vögel, das sie in ihren Kindheitstagen in eine emphatische Hochstimmung versetzt hatte – sie hatte morgens die Augen geöffnet und war ganz einfach glücklich gewesen – löste mittlerweile nur wenig mehr in ihr aus als Trauer über vergangene Tage und eine unbestimmte Panik, die wild und lautlos in ihr hochstieg wie der Pegel eines gefährlichen Flusses.

Sie legte den Kopf in die rechte Hand und rührte mit der linken, den Ellbogen noch immer aufgestützt, geistesabwesend in der Tasse. Sie goss noch ein wenig Milch nach, aus einem Plastiktöpfchen, das genau für eine Portion reichte. Der Zucker stand in Glasbehältern auf dem Tisch, die man mit einer glänzenden Schiene entriegeln musste.

Sie bemerkte die Frau erst, als sie am Nachbartisch stand, wo ein junges Paar saß, eine Frau und ein Mann, die einen Hund bei sich hatten. Das Pärchen war teuer gekleidet. Beide trugen enge blaue Jeans und dunkelrote Lederjacken, darüber auffallend gemusterte Kaschmirschals. Auch ihr Hund, ein junger schwarzer Labrador, hatte ein Tuch um den Hals geknotet. Auf eine Frage der Frau schüttelte der Mann den Kopf, mit einem bedauernden, aber bestimmten Lächeln, während seine Begleiterin mit gesenkten Augen den Kopf des Hundes tätschelte. Zu viel Gepäck, hörte Johanna heraus; offenbar wollte die Frau mitgenommen werden und hatte bei den beiden kein Glück.

Johanna überlegte, ob sie sie mitnehmen sollte. Vor ihr lagen noch gut zwei Stunden Fahrt bis ins Ruhrgebiet.

Ihre Mutter hatte überraschend einen Platz in einem Altenwohnheim bekommen und Johanna sollte ihr beim Umzug helfen. Sie hatte keine Gelegenheit gehabt, über die Mitfahrzentrale eine Beifahrerin zu finden, dabei fuhr sie ungeniert allein. Es langweilte sie und sie rauchte zu viel dabei. Sie war Anfang vierzig, aber sie wirkte jünger, was sie durch ihre Kleidung noch betonte. Sie hatte Angst vor dem Altern. Sie trug am liebsten eine schwarze Jeansjacke und riesige Ohrclips. Das dunkle Haar trug sie in kurzen Fransen, die sie manchmal nach hinten bürstete. Sie bemerkte, dass die Frau, bestimmt über sechzig, zögerte, als sie an ihren Tisch trat. Sie schien unschlüssig zu sein, welche Anrede sie wählen sollte.

»Ich müsste nach Essen«, sagte sie schließlich und sah an Johanna vorbei auf die Autobahn. »Kannst du mich mitnehmen?«

Johanna stellte ihre Tasse ab und lächelte sie an.

»Ja«, sagte sie, »da hast du Glück, ich muss auch in die Richtung, nach Duisburg. Kein Problem.«

Die Frau hatte eine bunte Siseltasche dabei, wie man sie in Dritte-Welt-Läden kaufen kann, und einen kleinen Rucksack aus braunem Leder, den sie über die rechte Schulter gehängt hatte. Sie sah auf unklare Art deprimiert aus. Sie war groß und schlank. Ihr lang gestreckter Hals mündete in ein schweres flaches Gesicht, das von halblangem Grau umrahmt wurde, was ihr das Aussehen einer Sonnenblume verlieh, deren verschwenderische Blüte inmitten eines Bauerngartens unwiderruflich zu Ende geht.

Ihre Kleidung, ihr ganzes Auftreten, war untypisch für eine Frau ihrer Generation. Ihr Cape über einem grobgestrickten dunklen Pulli war in den leuchtenden Farben der südamerikanischen Indianer gewebt. Um den Hals trug sie ein Tuch, das mit silbernen Fäden durchwirkt war. Auffallende Ohrringe betonten die Länge ihres Halses. Sie klingelten leise, wenn sie den Kopf bewegte.

»Nach Duisburg«, sagte sie abwesend. »Na, da habe ich ja Glück!«

Sie setzte sich, seufzend, unbeholfen, als trage sie schon viel zu lange viel zu schwer an etwas, stellte vorsichtig ihre Tasche auf den Boden und legte die verschränkten Arme auf den Tisch. Einen Moment lang sah es so aus, als wolle sie ihr Gesicht in die Armbeuge legen. Dann straffte sie die Schultern.

»Ich könnte einen Schnaps vertragen«, sagte sie laut und wie aus einer überraschenden Eingebung heraus. Sie rückte hart ihren Stuhl zurück.

»Du auch? Willst du auch einen? Oder sonst irgendwas?« Johanna schüttelte den Kopf und beobachtete sie, wie sie mit raumgreifenden federnden Schritten zur Theke ging, ohne auf den Kellner zu warten, der ein paar Tische weiter ein Mittagessen servierte. Sie fröstelte plötzlich, obwohl sie sich einen Platz direkt neben der Heizung ausgesucht hatte. Sie wollte weiter, es war kurz nach vierzehn Uhr, und sie bezweifelte mit einem Mal, dass diese Frau eine angenehme Mitfahrerin sein würde.

Die Frau hatte den Schnaps direkt an der Theke getrunken und das Glas anschließend der Kassiererin auf den Plastikteller gestellt, der für das Wechselgeld bestimmt war. Mit hochgezogenen Augenbrauen hatte die Kassiererin ihren Kollegen angeblickt, der an der Essensausgabe stand. Johanna hatte beobachtet, wie die Frau mit einer ruckartigen Bewegung aus der Schulter das Glas zum Mund führte, und als sie jetzt zurückkam, hatten ihre blassen blauen Augen einen Glanz, der ohne Zweifel auf das schnelle Trinken zurückzuführen war.

»Wahrscheinlich hat sie gleich einen Dreifachen gekippt«, dachte Johanna ungeduldig und stand auf, während die Frau auf sie zukam.

»Lass uns fahren«, sagte Johanna, »ich glaube, wir kriegen heute noch so richtig Schnee.«

Sie liefen zum Parkplatz. Die Frau neben ihr hatte die Schultern eingezogen, der Alkoholdunst stand in der Luft. Johanna vermied es, in ihre Richtung Atem zu holen.

»Seit wann bist du unterwegs?«, fragte sie, während sie mit zusammengekniffenen Augen – wie unangenehm, es hatte ein regelrechtes Schneetreiben eingesetzt! – in ihrer Jeansjacke nach dem Autoschlüssel suchte. Sie stellte gereizt fest, dass sie im Grunde überhaupt keine Lust hatte, diese Frau mitzunehmen, und mit einem Anflug von Selbstironie wusste sie plötzlich, wieso sie so schnell dazu bereit gewesen war. Sie war geschmeichelt gewesen – durch das »Du« scheinbar in einer Jugendlichkeit bestätigt, von der sie wusste, dass sie schon längst nicht mehr glaubhaft war.

Es war der Midlife Blues.

Eine Sekunde lang war es wie früher gewesen, in ihrer Zeit als Studentin, als man sich schnell und unkompliziert miteinander arrangierte, wo es zum guten Ton gehörte, großzügig zu sein, »ja« zu sagen, auch wenn man es nicht so meinte, gleichgültig, ob man Geld oder Bücher verlieh – die man selten zurückbekam –, jemanden im Auto mitnahm oder miteinander ins Bett ging. Schon damals hatte sie gespürt, dass an dieser Art des Umgangs etwas nicht stimmte, was sie damals aber weit von sich gewiesen hätte.

»Wirklich, sehr nett von dir«, sagte die Frau, stellte die Tasche zwischen die Beine und legte den Gurt an. Sie blies sich in die Hände und rieb sich die Finger warm.

»Ich komme von Flensburg«, sagte sie. »Ich bin mit der Mitfahrzentrale losgefahren, aber der Typ wollte nur nach Vechta. Hast du mal eine Zigarette für mich?«

Johanna schob ihr wortlos über das Armaturenbrett die Packung hin, legte den dritten Gang ein und zündete sich ebenfalls eine Zigarette an. Im Wagen wurde es warm. Ein Radiosprecher meldete Minustemperaturen

und mahnte eine vorsichtige Fahrweise an. Es wurde ungewöhnlich heftiger Schneefall erwartet. »Erich Honecker befindet sich nach wie vor in der chilenischen Botschaft«, sagte ein Nachrichtensprecher. »Seine Frau ist bei ihm, sein Gesundheitszustand ist zufriedenstellend.«

»Sie sollen ihn endlich ausliefern«, sagte die Frau heftig. »Was heißt das schon, dass er ein alter Mann ist!«

Sie nahm einen letzten Zug von ihrer Zigarette, sie rauchte schnell, und als sie die Glut ausdrückte, verzog sie das Gesicht.

»Was heißt das schon«, sagte sie verächtlich. »Er hat schließlich Menschen auf dem Gewissen, die sind ganz einfach abgekratzt, nur weil sie die Freiheit wollten. Jung abgekratzt, halbe Kinder waren das, und er hat sie an der Grenze einfach erschießen lassen, das Schwein!«

Sie starrte unglücklich nach vorn, ihre Ohringe klingelten, als sie sich an einem Senkel ihrer Turnschuhe zu schaffen machte.

»Ein Scheißtyp«, wiederholte sie empört, »und so was darf bald achtzig werden!«

Johanna nickte, sah sie nachdenklich von der Seite an, während die Scheibenwischer routiniert über die Frontscheibe hasteten und kleine gläserne Schneeklumpen im Fahrtwind zur Seite zerstoben. Niemand fuhr mehr ohne Licht. Das Tempo war deutlich langsamer geworden.

Johanna blickte in den Rückspiegel.

»Kommst du von drüben?«, fragte Johanna. »Ich meine, bist du schon länger hier, oder bist du nach der Maueröffnung gekommen?«

»Wie meinst du das?«, fragte die Frau.

»Ich meine, bist du seit der Maueröffnung im Westen, oder was?«

»Nein, ich bin aus Essen«, sagte die Frau. »Wieso?«

»Wegen Honecker«, sagte Johanna. Sie wartete, doch die Frau antwortete nicht. Johanna nahm den Fuß vom Gas,

beugte sich zum Handschuhfach vor und holte eine Tafel Schokolade heraus.

»Machst du die mal auf«, sagte sie, »das ist ein bisschen schwierig beim Fahren. Du kannst dich auch gerne bedienen!«

»Nein, danke«, sagte die Frau. Sie brach die Schokolade auf, wegwerfend, achtlos, als sei sie gezwungen, eine lästige Pflichtübung zu absolvieren, und begann in ihrer Sialtasche zu kramen. Feindselig beobachtete Johanna, wie sie zwei Brote aus dem Papier schälte, dünne Scheiben Graubrot mit einem Käse, dessen scharfer Geruch Johanna sofort in die Nase stieg.

Sie erinnerte sich, dass sie früher in der Schule genau solche Pausenbrote dabei hatte. Alle Mütter hatten die Brote ihrer Kinder in dieses Papier gewickelt, ein milchiges hartes Papier, das nur schwer zu zerreißen war, und jetzt, während rechts und links von ihnen unter dem rastlosen Schneetreiben die Landschaft wie in Zeitlupe vorüberzog, weckte dieses Papier in Johanna diffuse Erinnerungen. Angst vor unauflösbaren Geometrieaufgaben und Lateinvokabeln, vor den Übungen am Barren, die ihr immer wieder misslangen, und dem Spott der anderen, der lautlos und sprungbereit in den Mundwinkeln hockte. Johanna schluckte und spürte dem Geschmack von wässrigem lauwarmem Kakao in ihrer Kehle nach. Sie trat hart auf das Gaspedal. Der Wagen kam sofort ins Schlingern, doch es gelang ihr, ihn rechtzeitig abzufangen. Sie atmete laut und strich sich das Haar zurück.

»He, he«, sagte die Frau. Sie grub sich mit langen Zähnen durch das Brot und lachte.

Johanna suchte im Radio nach einem Alternativprogramm zu dieser unerträglichen Popmusik, bei der ihre Beifahrerin schon seit geraumer Zeit mitsummte und die Ohrringe schaukeln ließ, verschlossen und einsilbig, mit hängenden Schultern unter dem bunten Indianercape und mit nach vorn gerecktem Hals, als wolle sie den

Schneeflocken vorausseilen, um schneller am Ziel zu sein, schneller aus diesem Auto heraus.

Schneller erlöst.

Johanna drehte am Radioknopf. Eine Expertenrunde ließ sich zum Thema Unfallhäufigkeit in Haushalten aus, Männer, die mit pointierten Sätzen Hausfrauen vor allzu viel Leichtsinn warnten: »Statistiken belegen, meine Damen, dass sich die meisten Knochenbrüche im Haushalt ereignen!« Johanna sah, dass die Frau ihre Wahl missbilligte. Aufreizend summte sie mit geschlossenen Augen noch immer das letzte Lied weiter, das Johanna eben abrupt unterbrochen hatte.

»Hast du Lust auf ein bisschen Klassik?«, fragte Johanna. »Ich höre gerne Bach beim Fahren. Oder Händel. Kann auch Vivaldi sein.«

Sie wartete. Die Frau antwortete nicht, faltete sorgfältig ihr Butterbrotpapier zusammen – »Ob sie es mehrmals benutzt?«, fragte sich Johanna irritiert – und legte es auf das Armaturenbrett. Sie zuckte mit den Schultern und pickte mit dem rechten Zeigefinger einen Brotkrümel von ihrer Jeans. Danach fuhr sie mit der Zungenspitze über die Fingerkuppe und strich den Speichel an ihrer Hose ab. Sie schloss die Augen erneut und lehnte sich zurück. Johanna sah, dass sie aus schmalen Augenschlitzen ihre Hände musterte, die breit und sicher auf dem Lenkrad lagen, gepflegte Hände mit zuverlässigen Handrücken und langen schmalen Fingern.

Vor Jahren, kurz nachdem sie ihr Studium abgebrochen hatte, hatte sie angefangen, einen auffallenden roten Nagellack zu benutzen, was damals einer Mutprobe gleichgekommen war. Sämtliche Freundinnen von ihr hatten noch im Studium oder Examen gesteckt, beteiligten sich an der Vorbereitung von Demonstrationen oder Sitzblockaden und besuchten Frauengruppen, während sie schon ihr Geld – gutes Geld! – als Pharmareferentin verdiente. Es hatte Überzeugungsarbeit gekostet, ihren

Freundinnen klarzumachen, dass sie keine Verräterin in ihren Reihen war. Eine Zeitlang hatte sie versucht, dafür Beweise anzutreten, sie hatte häufiger als sonst Veranstaltungen im Frauenbuchladen besucht, war zu sämtlichen wichtigen Diskussionen erschienen. Aber dann war ihr einfach die Lust vergangen. Etliche der Kämpferinnen von damals pflegten heute ebenfalls einen anderen Lebensstil, und dennoch versuchten sie, ihre Überzeugungen zu leben. Ein paar von ihnen hatten politische Karrieren eingeschlagen, eine Ärztin war bei terre des femmes aktiv, viele waren Lehrerinnen geworden, hatten geheiratet und zogen Kinder auf.

Die Frau schien eingenickt zu sein. Sie machte einen erschöpften Eindruck. Ihr Kopf war zur Seite gefallen. Ihre Wange hatte sich in blasse Falten geworfen, in denen dichtbewimpert ihr linkes Auge lag. Sie hielt mit beiden Händen die Griffe der Bastasche umklammert, als habe sie die Befürchtung, im Schlaf ausgeraubt zu werden. Johanna korrigierte ihren ersten Eindruck. »Alkoholikerin ist sie nicht«, dachte sie, »Tabletten vielleicht. Aber vielleicht ist sie auch schon sehr lange von irgendetwas vollkommen überfordert. Sie sagt ja nichts«, dachte Johanna gereizt, »sonst könnte man ja vielleicht mal miteinander reden!«

Sie merkte, dass sie wütend wurde, weil die Frau nicht das mindeste Interesse an ihr zeigte. Sie fragte nichts, weder nach ihrem Beruf, noch nach ihren Ansichten oder nach dem, was sie in ihrem Leben tat oder für wichtig hielt. Sie kannte nicht einmal ihren Namen. Johanna hatte Lust, sie zu provozieren, sie zum Reden zu zwingen, auch gegen ihren Willen.

»Was machst du denn eigentlich so beruflich?«, fragte sie in die schläfrigen Atemzüge der Frau hinein.

Sie drehte die Heizung herunter.

Die Frau öffnete träge die Augen.

»Ich war mal Lehrerin«, sagte sie unbeteiligt. »Ziemlich lange sogar, aber dann hatte ich es satt. Hat sowieso keinen Sinn. Jetzt bin ich selbständig.«

Sie schloss die Augen wieder.

»Ja, und was machst du da?«, fragte Johanna und ärgerte sich, dass die Frau nicht von selbst weitersprach. »Hast du eine Kneipe aufgemacht, oder einen Bio-Laden? Oder was?«

Die Frau griff, ohne zu fragen, nach einer Zigarette.

»Therapie«, sagte sie widerwillig und stieß heftig den Rauch durch die Nase. »Körperarbeit mit Frauen. Wir sind zu dritt, zwei Psychologinnen und ich.«

Sie schwieg, als hätte sie ein für alle Mal genug gesagt, und starrte wieder geradeaus, und Johanna war sich plötzlich sicher, dass diese Frau nicht eine Frage stellen würde, die ihre Person betraf. Es war ihr einfach egal, und es schien ihr auch gleichgültig zu sein, dass das unhöflich wirken musste. Johanna spürte, wie eine geheime, feindselige Rachlust in ihr aufstieg, die Lust, das Innere dieser Frau freizulegen, aufzustöbern wie ein Jagdhund, der mit bebenden Flanken vor einem Fuchsbau steht. Diese Frau würde eine Gegenleistung dafür bringen, dass sie durch Deutschland gefahren wurde. Diese Frau sollte bezahlen, und sie würde es tun.

»Und was willst du in Essen?«, fragte Johanna lebenswürdig.

Sie stellte das Radio leiser.

Die Frau sah sie von der Seite an, zweifelnd, unlustig. Sie quälte sich durch eine Antwort hindurch, und sie zeigte es.

»Ich fahre zu meiner Schwester«, sagte die Frau. »Sie hatte gerade einen Herzinfarkt. Fünfzig ist sie, und sie wird es wohl kaum überleben. Kann sein, dass ich schon zu spät komme.«

Sie drückte die Zigarette aus. Sie lehnte sich zurück, klappte die Sonnenschutzblende herunter und besah sich

in dem kleinen Spiegel, der vom Nikotin fast blind geworden war. Johanna vergaß bei jeder Autowäsche, ihn zu putzen. Die Frau zog die Lippen über den Zähnen hoch, massierte mit dem Zeigefinger das Zahnfleisch, leckte sich die Mundwinkel, ordnete ihr Haar. Dann holte sie ein winziges Parfümfläschchen aus ihrer Tasche und betupfte ihre Ohrläppchen.

Im Auto roch es nach Jasmin.

»Das tut mir leid«, sagte Johanna. »Erst fünfzig, das ist hart. Wie konnte das denn bloß passieren?«

Die Frau schraubte sehr langsam die Parfümflasche zu, entblößte ein letztes Mal die Lippen, stieß mit einem Ruck die Sonnenblende nach oben und wandte Johanna voll das Gesicht zu.

»Keine Ahnung«, sagte sie ungeduldig. Ihr Tonfall ahmte Johanna nach: »Wie konnte das denn bloß passieren?«

Sie schnippte mit einer bösen kleinen Geste das Zigarettenpäckchen quer über das Armaturenbrett.

»Geraucht hat sie jedenfalls nicht. Und getrunken hat sie auch nicht. Das Saufen hat ihr Mann übernommen, das Schwein!«

Sie schnalzte kurz und verächtlich mit der Zunge.

»Wenn man hört, dass jemand so früh stirbt, hat man, glaube ich, immer Angst, dass einem so was auch bald passiert«, sagte Johanna. »Fünfzig, das ist doch früh, das kommt einem so unwirklich vor. Aber dann passiert es eben.«

»Hör mal«, sagte die Frau aggressiv, »tu mir einen Gefallen, ja? Und geh am nächsten Rasthof mal runter. Ich muss mir Zigaretten kaufen.«

»Du kannst meine rauchen«, sagte Johanna. »Hier! Das machst du doch ohnehin schon die ganze Zeit.«

Sie schob ihr das Päckchen herüber, doch die Frau machte eine abwehrende Bewegung.

»Ich rauche lieber meine eigenen«, sagte sie.

Sie zeigte auf ein Hinweisschild, das rechts neben ihnen wie eine Kinoleinwand vorbeihuschte. »Fünf Kilometer«, sagte sie, »dann kannst du abgehen.«

Die Landschaft war mittlerweile von einem weißen Schneeteppich bedeckt. Er sah solide und dauerhaft aus. Über eine hohe, schmale Brücke, die eine geteilte Ortschaft über die Autobahn miteinander verband, sah Johanna drei Kinder einen Schlitten ziehen. Sie trugen dicke Mützen und winkten mit wilden kleinen Gesten den Autos zu.

Johanna setzte den Blinker und fuhr vorsichtig in die Rechtskurve. Die Straßen waren spiegelglatt geworden. Warm und hell lag die Tankstelle vor ihnen, an den Zapfsäulen war kaum Betrieb. Nur der Fahrer eines Kleinbusses trat von einem Fuß auf den anderen, die Hände unter den Achseln, den Zapfstutzen hatte er in den Tank geklemmt. Im innern gab ein bärtiger Mann in einem orangefarbenen Overall einem Kunden eine Quittung. Nebenan, in dem flachen Anbau, befand sich die Cafeteria.

Johanna zog die Handbremse an.

»Also dann«, sagte sie und stellte den Motor aus, »ich warte!«

Die Frau nickte und nahm ihre Tasche hoch. Johanna sah, wie sie die Tür zu der Cafeteria aufstieß, ungeduldig, erbittert dann, sie hatte erst versucht, sie aufzuziehen und dann bemerkt, dass sie sich nur nach innen öffnen ließ.

Nach zehn Minuten entriegelte Johanna die Wagentür und ging mit schnellen, empörten Schritten auf die Cafeteria zu. Die Frau saß rauchend an einem Tisch am Fenster, vor sich einen Schnaps und einen Kaffee. Sie las in dem Buch, das Johanna schon im Auto in ihrer Tasche hatte liegen sehen, ein esoterischer Titel, der ihr bekannt vorgekommen war. Die Augen der Frau flogen mit der stoischen Hast eines Tintenstrahldruckers über das

Papier. Ohne hinzusehen, griff sie in kurzen Abständen zu ihrem Schnapsglas. Sie sah aus, als wenn sie so lange hier sitzen bleiben würde, an genau diesem Tisch, an genau diesem Ort, bis sich ihr etwas Besseres als diese Frau in der schwarzen Jeansjacke bot.

Johanna lachte ein kleines ärgerliches Lachen und begegnete dem zweifelnden Blick einer jungen, sehr korpulenten Frau, die in einem Nylonkittel hinter der hell erleuchteten Theke stand und aus einer zerbeulten Aluminiumdose Currypuder über eine Bratwurst kippte. Sie drehte sich um, um eine Portion Pommes frites aus der Friteuse auf einen Teller zu geben, und während sie routiniert ein Salatblatt und ein paar Gurkenscheiben dazu legte, ging ihr Blick zwischen der Frau am Fenster und Johanna hin und her. Sie gab einem übernächtigt aussehenden Mann etwas Wechselgeld, das er ihr mit einem undeutlichen Murmeln über den Tresen zurückschob.

Draußen vor dem Fenster war der Schnee womöglich noch dichter geworden. Außer ihnen war der Mann der einzige Gast, und als er sich setzte, um mit müden Bewegungen seine Currywurst zu zerschneiden, setzte die Frau ihren Stuhl zurück und ging auf ihn zu. Er schüttelte bedauernd den Kopf, räusperte sich und griff nach seiner Colaflasche. Die Frau ging mit federnden Schritten zurück zu ihrem Platz, sie setzte sich schwer, und ihre Augen flogen wieder über die Zeilen. Sie sah nicht ein einziges Mal hoch. Die Bedienung rief ihrer Kollegin, die aus der Küche nach vorne kam, etwas zu. Sie trug eine schmutzige Schürze, sie war etwa vierzig Jahre alt, und sie war schwanger. Die Frau am Fenster hatte begonnen, ein Lied zu summen. Ihre Ohrringe schaukelten, als sie im Takt dazu den Kopf bewegte. Die Bedienung wies mit einer weit ausholenden Bewegung des Kinns auf die Frau. Ihre Kollegin lachte, dann schickten beide ihre Blicke quer durch den Raum in einer beinahe synchronen

Bewegung auf Johanna zu, die am Eingang neben dem Spielautomaten stand.

In ihren Mundwinkeln lauerte der Spott.

Johanna riss mit einer pathetisch flehenden Geste die Hände hoch. Bitte nicht schießen! Sie warf einen letzten Blick auf die Frau. Sie hatte die Finger um ihre Kaffeetasse verschränkt, als ob sie sie wärmen wollte. Ihr Profil sah hart und konzentriert aus, und mit einem spitzen Mund pustete sie kleine, stürmische Wellen in ihren Kaffee.

Johanna ging zu ihrem Wagen zurück, den Kragen der Jeansjacke hatte sie hochgeschlagen. Im Auto roch es durchdringend nach Jasmin, und sie spürte, wie sich hinter ihrer Stirn etwas kurz und heftig verkrampfte. Auf dem Armaturenbrett hatte die Frau das zusammengefaltete Butterbrotpapier zurückgelassen. Johanna kurbelte das Fenster herunter und warf das Papier hinaus. Sie blieb bei geöffnetem Fenster eine Zeit lang so sitzen, das Gesicht in den Fensterrahmen gelehnt. Ein paar Schneeflocken schmolzen auf ihrer linken Augenbraue und sickerten über die Wange in den Mundwinkel. Sie wischte sich über das Gesicht. Dann schloss sie das Fenster, startete und fädelt sich vorsichtig auf die rechte Spur ein. Auf der Autobahn krochen die Wagen im Schritttempo dahin. Kein Zweifel, es würde wirklich Winter werden.

Sichelmond

Vor einer Weile war das Thema in den Medien ausführlich diskutiert worden; Maria wusste, dass es so etwas gab. Trotzdem war sie schockiert, als sie diese Frau ganz in Schwarz am Beckenrand sah. Das Dröhnen der Bässe – die Gruppe vor ihnen hatte die Wassergymnastik zu deutschen Schlagern absolviert – hing noch zwischen den hellblauen Kacheln und zitterte über dem Wasser nach; es war zehn Minuten vor der vollen Stunde, und draußen im Park klammerte sich seit den Morgenstunden Nebel an die triefenden Äste der knorrigen Bäume. Maria war jetzt zehn Tage in der Reha-Klinik; Türkin, aha, hatte sie gedacht, als sie neulich im Aufzug ein Gespräch mithörte, auch die Gesprächspartnerin trug ein Kopftuch mit Blumen in verschiedenen Blauschattierungen, dazu einen langen dunklen Mantel, den sie vier Wochen lang nicht ablegte, außer vermutlich auf ihrem Zimmer.

Auf dem Programm stand: Bewegungsbad. Maria war als erste der neuen Gruppe ins Wasser gestiegen und machte in einer Ecke ein paar Dehnübungen, während in ihrem Rücken das Wasser in der gekachelten Abflusrinne schlürfte und schlotzte; zwei Schwimmer aus der Schlagger-Gruppe nutzten die letzten Minuten und zogen kraulend und mit viel Wellengetöse zwei, drei Bahnen durch, bevor sie sich mit gespanntem Bizeps am Beckenrand hochzogen, wie Hunde schüttelten und sich auf die Schultern klopfen. Sie stutzten kurz, lachten, unsicher vielleicht, als sie die schwarze Gestalt wahrnahmen, die sich in gestreiften Adidas-Latschen wankend und trippelnd auf dem gekachelten Fußboden vorwärtsbewegte, an der Stirnseite des Beckens entlang, da, wo die Plastiktöpfe mit den künstlichen Palmen standen, und die Uhr hing, auf der sich der schwarze Sekundenzeiger ruckartig vorwärts bewegte. Die Frau trug einen Burkini

oder etwas Ähnliches, vielleicht Improvisiertes; Maria konnte sich nicht vorstellen, dass es für Menschen mit dieser Statur überhaupt irgendeine Art von Kleidung von der Stange gab. Sie hatte so etwas noch nie gesehen und sah fasziniert den massigen Schenkeln zu, einer Landschaft von Beulen und Kratern in einer enganliegenden Hose.

Zwischen zwei Geländern führte eine Rampe in das Becken, das exakt einen Meter und vierzig tief war. An der Wand war ein Schild montiert, das Hineinspringen verbot.

In dem winzigen Verschlag aus Glas saß der Physiotherapeut und sprach in ein Telefon; er schien aufgebracht zu sein. Während die Frau sich an dem Handlauf aus Edelstahl die Rampe herunter tastete, die schweren Lider fast geschlossen und so konzentriert, als würde sie eine Braille-Schrift entziffern, stieg das Wasser, schluckte Beule für Beule, Krater für Krater, und über dem mächtigen Oberkörper mit den schwarz verpackten Brüsten schwebte das totenblasse Gesicht der Frau – ein Stummfilm-Geist, eingehüllt in eine schwarze Haube, und lächelte leise und unbestimmt in die Ferne.

Der Physiotherapeut war jetzt lauter geworden, er verrenkte den Kopf, um einen Blick ins Becken zu haben, legte das Smartphone vor sich auf den Tisch, presste die Lippen aufeinander und lockerte dann die Schultern. Sie lächelt immer, dachte Maria, feindselig, und sofort erschrocken über ihr Gefühl. Als sie vor zehn Tagen angekommen war, war ihr die Türkin schon aufgefallen; sie saß in der freien Zeit meistens mit einer anderen türkisch sprechenden Frau in der Nähe des Aufzugs neben dem Speisesaal. Sie hatte sich einen schweren Kirschholzsessel ohne Lehnen ausgesucht. Ihre Fesseln waren aufgedunsen; die speckigen Gesundheitsschuhe unter dem langen Rock waren schiefgetreten.

Die Frau hieß Belma; ihr hübsches Gesicht mit den dunklen Augen und langen Wimpern lächelte, wenn sie sprach und auch wenn sie nicht sprach; das Lächeln war unbeirrt zwischen ihre rosigen Wangen gespannt und lag dort – waagrecht, unverrückbar und still wie der Sichelmond am Äquator. Manchmal sah sie auf, ließ lächelnd ihre Blicke schweifen, ohne einen weiteren Ausdruck als den der Geistesabwesenheit in ihrem Gesicht aufzurufen, und ohne dass ihre Augen irgendwo Kontakt aufnahmen. Feindesland. Vermutlich entging ihr nichts. Jemand wie sie, dachte Maria, hatte gelernt, auf der Hut zu sein.

Maria wusste, wie sich Ausgrenzung anfühlte. Sie sehnte schon lange das Ende ihrer Berufstätigkeit herbei. Sie arbeitete im Job-Center, stressig war das, frustrierend und meistens ergebnislos. Noch neunzehn Monate. Urlaub abziehen, die eine und andere Krankheit, das würde sie durchstehen. Sie wurde gemobbt, seit Jahren von immer der gleichen Kollegin. Seit Jahren hielt sie ihr mit einem Belma-Lächeln stand, und seit Jahren weinte sie sich wegen der Kollegin bei einem Psychologen aus.

Wenn das vorbei wäre, wäre sie ein neuer Mensch.

Eine junge hoch gewachsene Frau kam ins Wasser, sie hatte ihr pechschwarzes langes Haar mit lilafarbenen Spitzen zu einem Dutt gedreht und war über und über tätowiert. Die Zeiten, dachte Maria mit leisem Spott, waren endgültig vorbei, da man Tattoos nur mit Leuten, genauer: Männern, in Verbindung brachte, die entweder zur See gefahren waren, vor Madagaskar gelegen oder im Knast gesessen hatten. Die Frau, Jenny, wenn sie sich richtig aus einer Entspannungsgruppe erinnerte, war zu einer Art Amy Winehouse zurechtgemacht: Schatten um die Augen, schwerer Kajal-Strich, als Gesamtkunstwerk die Aura einer ägyptischen Königin; sie hatte schlechte Zähne und einen tänzelnden Gang, der provokant und beängstigend aggressiv wirkte. Maria hatte sie auf den

endlosen Klinikfluren immer in einem Pulk von Männern gesehen: Tattoos und Piercings, rechte Sprüche. Überdrehtes Gelächter.

Jetzt tänzelte Jenny an Belma vorbei, die ihr, unverrückbar wie die Statue eines Skulpturenparks, die mächtigen Schultern zugedreht hielt. Jenny hielt sich mit einem affektiert nach oben gereckten Ellbogen theatralisch die Nase zu – puh, hier stank was! –, warf sich dann auf dem Rücken ins Wasser und schwamm mit den rotierenden Bewegungen der großen schlanken Füße durch das Becken. Sie suchte den Blick von jemandem am Beckenrand, grinste und reckte die Finger zum Victory-Zeichen hoch.

Maria betrachtete ihre Zehennägel, die sie für die Reha nach über einem Jahr wieder lackiert hatte; das gefiel ihr; sie wackelte mit den Zehen und ließ sich mit wohligher geschlossenen Augen von dem warmen Wasser heben, als ein paar Leute sich ins Becken herabließen, die jüngeren über zwei Leitern am Beckenrand, die älteren über die Rampe, an der bis zur Hüfte reglos Selma stand, lächelnd, die Handknöchel weiß und steif am Geländer aus gebürstetem Edelstahl.

»He, Fatima, kennst du ein deutsches Wort mit F?«, hatte ihr gestern einer von den Männern aus dem Jenny-Amy-Pulk zugerufen; ein hochbeiniger junger Kahlkopf mit Nasen-Piercing und einem durchtrainierten Körper; die meisten aus der Gruppe sahen aus, als könnten sie Abend für Abend nach der Arbeit noch drei Raummeter Holz machen, aber ihr sah man das Rheuma ja auch nicht an. Er hatte seine Zunge in die rechte Wange gelegt und ein paarmal mit den gelenkigen Bewegungen einer Eidechse vor- und zurückschnellen lassen; es war sonnenklar gewesen, worum es hier ging, die Jungs hatten gegrölt und Belma hatte ... gelächelt, der Sichelmond unverrückbar fest gestanzt, und auf dem Tisch hatte sie mit langsamer Geste ihr Smartphone zurechtgerückt.

Ein Bild tauchte plötzlich vor Marias innerem Auge auf; es war lange her, dreißig Jahre vielleicht. Sie war mit Bernie, einem Freund, in Köln unterwegs gewesen. Bernie hatte bis zu seinem Tod zu den wichtigsten Menschen in ihrem Leben gehört, erst recht, nachdem ihr Mann gestorben war, und sie war Lichtjahre davon entfernt gewesen, an seinem Schwulsein auch nur das Allgeringste zu verurteilen. Doch als er sie an diesem Abend mit in eine Bar schleppte, sah sie das erste Mal in ihrem Leben ein schwules Paar, das sich leidenschaftlich küsste und beehrte, hübsche blonde Jungs, die schon ein paar Drinks intus hatten und an der Theke so ungehemmt schmusteten, dass sie betreten weggeschaut hatte. Unmöglich war das, hatte sie insgeheim gefunden und sich dabei über sich selbst gewundert; etwas später hatte sie verstanden, dass sie zu dieser Einschätzung gekommen war, weil dieses Bild einfach nicht zu den gewohnten Bildern gehörte, und nicht, weil sie daran etwas missbilligte.

Sie war überrascht, dass sie nach all den Jahren an Bernie und diesen Abend dachte, wo genau war da die Parallele zu dieser Belma in ihrem Burkini? Sie sah dem Physiotherapeuten zu, der endlich aus seiner Kabine kam, in die Hände klatschte und etwas wie »Auf, auf!« rief. Sie schöpfte mit beiden Händen Wasser aus dem Becken, tauchte ihr Gesicht hinein und wischte sich über die Augen.

Er war rothaarig und schlaksig, mit einem verdrossenen Gesichtsausdruck, jetzt schloss er eine Tür neben der Glaskabine auf und holte einen Wagen heraus, der mit bunten Plastikstangen beladen war, etwa einen Meter lang und in vielen Farben, die er sich vorbeugend verteilte. Sie waren jetzt neun Leute im Wasser, der Physiotherapeut zählte durch, zählte noch einmal und wandte sich dann an den kahlköpfigen Jungen, er mochte zwanzig sein, der die ganze Zeit an der Wand auf einer Holzbank gesessen hatte.

Der Junge war, glaubte Maria, gerade eine Woche da, er war es, der gestern Belma beleidigt hatte; er wechselte im Speisesaal ständig seinen Platz – was, dem Himmel sei Dank, möglich war – und war auffallend angespannt; wie ein Flitzebogen, den Ausdruck gab es ja, und genauso wirkte er auch: immer sehr aufrecht mit einer leichten Neigung nach hinten und, wenn er lief, geschmeidigen Drehungen aus der schmalen Hüfte heraus.

In der Klinik gingen ihm die meisten aus dem Weg, auch Maria sah nicht hoch, wenn sie sich in den Fluren entgegenkamen; manchmal starrte sie auf ihr Handy, obwohl es dort nichts zu sehen gab. Vorgestern beim Abendbrot hatte er am Nebentisch gegessen. Er hatte ein Stück Salatblatt vom Zahnfleisch gepult und seine Eckzähne zur Schau gestellt, lang und so spitz, dass er mit ihnen saubere Löcher in Pappe hätte stanzen können. Er hatte das Stück Salat heruntergeschluckt, Marias Blick bemerkt und mit den Frontzähnen einen Daumnagel bearbeitet, während er ausdruckslos zu ihr herübersah. Dann hatte er, unter den ungläubigen Blicken der Leute ringsum, sein Nasen-Piercing, drei silberne Ringe, herausgenommen und ausgiebig gesäubert, bevor er sie neu einsetzte.

Der Junge betrachtete mit trägen Augen Belma, die weiter so unbeweglich am Fuß der Rampe stand, als wäre sie in Marmor gemeißelt. Er hatte die Hände schlaff und wie unbeteiligt auf den Schenkeln liegen, er grimassierte und riss sich schließlich, als der Physiotherapeut ihm ungeduldig etwas zurief, das weiße T-Shirt vom Leib.

Er war athletisch und aufwändig tätowiert; was kostete das eigentlich, sich derartig viel Tattoos stechen zu lassen, fragte sich Maria, und: War es nicht eigentlich auch gesundheitsgefährdend? Auf der buttermilchblassen Brust, wie sein Schädel gänzlich unbehaart, hatte er eine riesige Kette mit roten und blauen Gliedern machen lassen; Maria kannte so etwas als Bürgermeisterkette, die von

einem Stadtoberhaupt zu sehr besonderen Anlässen getragen wird; das Tattoo mündete dicht über dem Bauchnabel in einem Kreuz, in dessen Mitte sich ein Zeichen befand, eine Rune?, das Maria nicht deuten konnte. Tierfratzen auf den Oberarmen. Schmale gelbe Augen. Fauchende Angriffslust, Durst nach Blut, wieder Zeichen und hier noch eins und ein Name: Michelle, auf den Innenseiten beider Arme von der Beuge bis zum Handgelenk in flammenden roten Lettern.

Der Junge stand jetzt am Beckenrand, er hatte schmale sehr hohe Beine, auf denen er wie auf Stelzen stand, sein Blick wanderte suchend umher, dann grinste er, spreizte langsam den Mittelfinger aus der Faust und schickte wie zum Einverständnis ein knappes Nicken über das Wasser. Dann war er im Becken, einen Meter von Belma entfernt; dann tauchte er unter, der Strudel, das Gewoge, Bewegung. An dem Handlauf schwankte die schwere Gestalt, das Lächeln unter der schwarzen Haube verstummte zu einem dunklen Ruf – »... aaahhhooohhhaaa« –, dann tauchte der blanke Schädel in der Nähe von Jenny-Amy hoch, prustete; dann schnappte sich der Junge einen gelben Plastikstock, der im Wasser trieb und fuchtelte drohend damit herum.

»Und über Kopf ...«, rief der Physiotherapeut, »und hoch ...« Eine Sekunde lang hatte Maria, die noch immer am Beckenrand stand, das Gefühl, dass sich Belmas Lächeln vertiefte, sich auswuchs zu grenzenloser Erleichterung, je mehr sie ins Wasser sank. Bis zur Hüfte sank sie, tiefer, bis ihr das Wasser zur Schulter reichte; sie spielte mit ihren gepolsterten Handrücken und den kurzen dicken Fingern wie ein Kind mit dem Wasser, ein Kleinkind mit seiner Rassel, entzückt und entrückt – und einen Moment lang frei von jeder Bürde.

In Marias Rücken schlotzte und schlürfte das Wasser in warmem Gurgeln und lief dem Abfluss entgegen; eilig; war da im Strudel etwas helles Rot?

Drüben am Beckenrand redete Jenny-Amy auf den Jungen ein, die lila gefärbten Haarspitzen hatten sich aus dem Dutt gelöst und trieben wie Seetang um ihren Nacken. Der Junge schlug mit der Faust auf die Kacheln ein. Auf seinem Bizeps riss die Fratze des Geparden die gelben Augen auf. Der Rücken des Jungen zum Halbmond gekrümmt. Gezeichnet; fünf lange, fünf lange blutige Striemen, über die leise Belmas Lächeln glitt, ohne sich weiter dort aufzuhalten.

Nicht hier bei uns im Ort

»Nicht schlecht, so ein Schlitten«, sagt Rob, als Manja mit quietschenden Reifen das Cabrio neben der Waschstraße auslaufen lässt, sich zurücklehnt und ihr Gesicht in die Abendsonne hält. Rob ist neunzehn, genau wie Manja und ich. Eigentlich heißt er Robert, er hat ziemlich schlimm Akne und ist mit dem Mountainbike da. Unsere Tankstelle ist die letzte Tankstelle vor der Autobahn. Im Ort gibt es entlang der Straße eine Menge bemalter Plakate und Schilder: Umgehung jetzt!, haben die Leute darauf gepinselt. Oder: Drei tote Kinder sind drei Kinder zu viel!

Klar. Klar sind drei tote Kinder zu viel, aber wenn die Umgehungsstraße kommt, dann ist die Tankstelle pleite, und unser Chef ist froh, dass die Landesregierung auf seiner Seite ist.

Es ist ein schwüler Juliabend. Es ist ruhig heute. Der Chef hat sich in seinem Büro verschanzt. Papierkram. Wir wissen, dass er heimlich im Internet surft. Einschlägige Seiten – nichts, worauf er stolz sein könnte. Rob hat ihn kürzlich dabei überrascht, aber Rob ist schlau: Natürlich hat er rein gar nichts gesehen.

Rob und ich jobben hier; wir haben das Abi in der Tasche, und wir wissen nicht, wie es weitergehen soll. Wir reden öfter darüber, aber wir haben einfach keine Idee. Rob denkt, er will auf keinen Fall so ein beschissener Provinzanwalt werden wie sein Alter, aber ich bin sicher, dass er genau das eines Tages sein wird. Neulich hat er gesagt, dass er zum Studieren nach Köln gehen will. Das ist praktisch um die Ecke, und er wollte wissen, ob ich mit ihm komme. Seine Akne glühte, als er mich das fragte, aber ich habe nein gesagt, obwohl er mir leid tat mitsamt dieser schlimmen Akne, und ich an ihm vorbei auf die ganzen Motoröldosen gucken musste, die der Chef da gestapelt hat. Aber Rob hat mir die Abfuhr nicht

übelgenommen. Es war ein Versuch. Ich bin ohnehin nicht sein Typ. Er mag magere Frauen, die möglichst blonde, lange Haare haben müssen. Es gibt im Sauerland jede Menge Frauen, die blond und mager sind, und die sich nach einem Anwalt, wie er es eines Tages sein wird, schon jetzt die Finger lecken.

Manja hält immer noch das Gesicht in die Abendsonne und sitzt reglos in ihrem schneeweißen Cabrio. Sie hat verdammt darunter gelitten, dass am Anfang in der Schule und auch sonst außer mir kein Mensch wirklich nett zu ihr war.

Manja hält also neben der Waschanlage ihre knallroten Lippen und die sanfte Wölbung der geschminkten Lider in die Sonne und wartet auf weiß Gott was. Sie sieht völlig entspannt aus. Ich blicke aus den Augenwinkeln zu ihr hin und fühle im Magen den alten Schmerz meiner erbitterten Sehnsucht.

»Hey, ich bin so verdammt froh, dass ich dich habe«, hatte sie zu mir gesagt, an diesem Tag im letzten Dezember, als auf dem Teich im Park die Füße der Enten fast festfroren, und ich durstig und unbemerkt von Manjas Atem trank, der die Luft zwischen uns füllte. Später waren wir zu ihr gegangen; ihr Vater war für ein paar Tage im Krankenhaus. Im Wohnzimmer zündete sie eine Kerze an. Dann setzte sie sich zu mir auf das Ledersofa und legte mir die Hand in den Nacken.

»Worauf wartet die nur?«, fragt Rob und trommelt sacht mit den Fingerkuppen gegen die Kasse.

Ich wohne seit vier Monaten direkt gegenüber der Tankstelle in diesem Fachwerkhaus. Seit meine Tante wieder solo ist, ist sie umgänglicher geworden. Ich kann umsonst bei ihr wohnen, nachdem ich mit meinem Vater nur noch Stress hatte. Sie arbeitet ein paar Kilometer weiter in dem Gewerbegebiet, und sie hasst es, abends in ihr leeres Haus zu kommen. Wenn ich noch nicht da bin, weil ich mich beim Schichtwechsel so wie jetzt mit

Rob ein bisschen verquatsche oder aus den Augenwinkeln Manja beäuge, ruft sie kurz auf dem Handy durch, und ich gehe dann zu dem Fenster, in dem unten die Zeitungen liegen und oben die Süßigkeiten aufgereiht sind. Sie steht in der Holztür von ihrem schiefen Haus, und ich winke kurz rüber. Sie lächelt mir zu: Sie weiß, dass ich dann nicht mehr lange auf mich warten lasse.

Seit dieser Sache im letzten Winter, als die Entenfüße am Teich beinahe festfroren, weiß ich noch weniger, was ich mit meinem Leben anfangen soll. Ich saß auf dem bordeauxroten Sofa, und Manja spielte mit meinem Haar und legte mir ihre Hand in den Nacken, und dann waren ihre Lippen an meinem Ohr. Was sie noch flüsterte, als sich die Nacht wie ein schwarzes Laken zwischen die Fensterrahmen spannte, weiß ich nicht mehr; ich habe nur den scharfen kalten Hieb gehört, der im Morgengrauen in meinen Kopf einschlug, und danach habe ich Nächte lang mit meiner Freundin Franzi geredet und eine Millionen Tränen geheult.

Meine Tante will mir ständig irgendwie helfen. Sie ist nicht gerade diejenige, die Ratschläge erteilen sollte, aber immerhin, sie versucht es. »Mensch, Melanie«, sagt meine Tante und tätschelt mir die Schulter, wenn ich abends in ihrem Wohnzimmer meine Verzweiflungstafel kriege und heimlich einen Schluck nachgieße, während sie zum Klo geht. »Jetzt lass mal ein paar Monate ins Land ziehen, Melanie«, sagt sie ernst, wenn sie zurück ins Wohnzimmer kommt, und die Wasserspülung mit einem gewaltigen Gurgeln in den Rohren rumpelt.

»Irgendwas findet sich immer!«, sagt meine Tante.

Sie lässt durchblicken, dass sie Rob ohnehin nicht passend fand. »Andere Mütter haben auch schöne Söhne, Mel«, sagt sie, wenn wieder einmal die Rede darauf kommt, dann zwinkert sie mir zu und schenkt sich großzügig von dem trockenen Martini nach.

Bei ihr hat sich seit der Trennung von dem Altenpfleger bisher leider nichts gefunden. Beim Frühstück jammert sie, weil sie einen gigantischen Kater hat. Sie arbeitet in einem Supermarkt; sie ist eine von denen, die in der Nähe der Kassen hinter einer verspiegelten Glasscheibe sitzen. Sie ist unglücklich, aber sie kriegt den Arsch nicht hoch, genauso wenig wie Rob, der es höchstens bis Köln und wieder zurück schaffen wird. Ich winke ab. »Schon gut«, sage ich, »ich bin drüber weg. Du hast Recht, es hat nicht gepasst! Er ist schon okay, so richtig gepasst hat es nicht!«

Ich sehe, wie Manja Sonnenmilch auf ihrem Gesicht verreibt, bevor ich einem sehr dicken Mann nach einem Handkantenschlag gegen die Kasse einen Zwanziger und ein paar Münzen herausgebe. »Für dich, Kleine«, sagt er, als er mit einem dreckigen Grinsen exakt dreizehn Cent in meine Richtung schiebt. Ich sage nicht danke; ich sage gar nichts und blicke ihm ausdruckslos in die Augen, bis er sich murmelnd abwendet und die Tür seines Transporters zuknallt.

»Arschloch«, sagt Rob.

Er mag dicke Männer nicht. Er mag überhaupt keine Menschen mit Übergewicht. Zu mir ist er immer nett gewesen.

Manja blinzelt dem Mann nach. Dann blickt sie in unsere Richtung. Ihre Lippen bewegen sich; sie spricht in ein Handy und verdreht theatralisch die Augen und hat die rasierten Beine in die Fahrertür gelegt. Ich weiß, dass sie diese starke Behaarung an den Beinen hat, und wie genervt sie ist, weil sie ständig mit dem Rasierer zugange sein muss. An ihren Zehen hängen die Riemchen von diesen Markensandalen, die sie im November, als wir in Holland waren, in einem winzigen Secondhand-Laden gefunden hat; wir kannten uns damals noch nicht so lange. Ihr Vater hatte einen Job als Mechaniker in der Landmaschinenfabrik ergattert, und sie waren aus

Sachsen hierher gezogen. Wenn sie loslegte, verstand man sie kaum, alles lachte über sie.

Es war eine verdammt harte Zeit für sie bis zum Abi. Ich lud sie in das Apartment meines Vaters ein, wir hatten den Zug genommen und dann den Bus, und als wir geduscht hatten, fingen wir an, uns zu langweilen. Wir verließen das Apartment meines Vaters und liefen schweigend durch die leeren Straßen. Dann saßen wir wortlos nebeneinander in einem schlecht geheizten Café in Egmont aan Zee. Unsere Ellbogen lagen nebeneinander, bleiern und warm, an meinem Handgelenk tickte der Puls, und später waren wir durch die Dünen gelaufen und hatten dem schweren Gewoge der Nordsee gelauscht, deren Wellen sich ächzend in der Dunkelheit brachen. Mir war kalt an diesem Abend; ich war verloren vor Glück und von der Aussicht, sie in der Nacht betrachten zu können. Das Flattern der Lider im Traum, das Heben und Senken des Brustkorbs. Das leise tröstliche Rasseln der Kehle. Es waren drei lange weiße Nächte; mir stockte der Atem, wenn sie sich herumwarf, murmelnd die Hände zwischen die Schenkel legte, ich liebe dich, Manja, ich liebeliebedich flüsterte ich ein ums andere Mal.

Ich liebe dich.

Kurz nach diesem Holland-Urlaub hatte sie ihre Lippen auf mein Ohr gelegt, es war Advent, ihr Vater lag auf der Intensivstation, und später hatten wir kichernd unter der Dusche gestanden und uns eingeseift. Und dann ging es wieder von vorne los, die ganze Nacht hindurch, in der wir die Beine umeinander schlangen, wie weiche wilde Pflanzen, und unsere wunden Lippen voneinander nicht genug kriegen konnten.

Nach dieser Nacht zeigte mir Manja die kalte Schulter, und der Stress mit meinem Vater fing an.

»Das wirst du mir nicht antun«, beschwor mich mein Vater. »Das wirst du mir nicht antun!« Er sagte nicht,

was ich ihm nicht antun sollte, aber ich wusste es, und er wusste, dass mir klar war, wovon er sprach. Er sprach von dem Unausprechlichen, das sich vielleicht in Berlin ereignete, vielleicht in München, vielleicht in Köln. Aber nicht hier – nicht hier bei uns im Ort.

Das wirst du mir nicht antun!

Mein Vater war sehr blass in diesen Wochen, der Todestag meiner Stiefmutter jährte sich; er hatte rote Augen, und dann kam ich noch an und heulte wegen einer Schicke aus Sachsen herum. Wir sprachen nie mehr darüber; ich riss mich zusammen und stellte das Weinen ein. Und dann habe ich meine Tante angerufen. Der Altenpfleger war vor zwei Tagen ausgezogen.

»Wie du das aushältst, mit diesem Rob«, ruft meine Tante manchmal, »die ganze Zeit in der Tankstelle. Schließlich wart ihr ja mal ein Paar.« Ich nicke unbestimmt in ihre Richtung. »Aber ihr jungen Leute seid heute ja sehr vernünftig mit so was«, sagt sie, sie fährt sich ratlos über die Oberarme, und ich sehe ihr an, wie heilfroh sie ist, dass sie keine Schicht mit ihrem Altenpfleger schieben muss, mit dem sie vier Jahre zusammen war.

Das Handy klingelt, und ich trete zum Fenster, um meiner Tante zuzuwinken. Feierabend. Sie sieht schlecht gelaunt und erledigt aus.

Manja holt die Beine in ihr Cabrio zurück.

»Es kann noch einen Moment dauern«, sage ich hastig zu meiner Tante und lege auf, bevor sie antworten kann.

»Echt jetzt«, sagt Rob und schiebt sehr langsam die Handflächen tief in die Taschen seiner hautengen Jeans.

»Was macht die bloß so lange hier? Wartet sie auf den Retter mit dem weißen Pferd?«

Als hätte sie ihn gehört, richtet Manja sich auf und legt die flache rechte Hand wie den Schirm einer Mütze gegen die Stirn. Sie öffnet die Autotür. Rob drückt das Becken gegen den Tresen und trommelt mit seinen schlan-

ken Fingern gegen den Reißverschluss seiner Jeans. Seit neuestem trägt er einen Silberreif am rechten Handgelenk.

Er räuspert sich und kratzt sich hinter dem Ohr.

»Siebzig fünfzehn«, sagt er zu der weißhaarigen Frau, die ihren Golf vollgetankt hat. Er lächelt.

Er gibt ihr das Wechselgeld heraus.

»Heiß heute«, sagt Rob, »aber morgen soll es endlich mal regnen.«

»Das können wir brauchen«, sagt die Frau. Sie hat freundliche Augen, und in der Tür macht sie einem dunkelhäutigen Jungen Platz, der mit einer knatternden Vespa gekommen ist und Grillkohle kaufen will. Er hat den Papiersack von draußen mit hereingebracht.

»Schön schwarz, die Grillkohle«, sagt Rob. »Genau richtig für euch, was? Was wollt ihr denn heute drauflegen?« Der Junge antwortet nicht.

Er schiebt mit unbewegter Miene einen Schein über den Tresen und wartet auf das Wechselgeld. Das Weiß seiner Augen leuchtet wie altes Elfenbein. Ich sehe, wie Rob die Lippen spitzt und mit einem langen Pfeifton Luft entweichen lässt. »Lass mal den Auspuff machen, Kollege«, sagt Rob langsam. »In unserem Land wird so was geregelt, klar? Muss ja nicht sein, dass man dich bis Uganda hört.«

»Hey, Rob«, sage ich. Ich nehme ihn zur Seite, als sich die Tür hinter dem Jungen geschlossen hat. »Nun mach mal halblang, Rob, was soll der Mist!« Er schüttelt mit einer wütenden Bewegung meine Hand ab und kaut nervös auf der Unterlippe.

Ich zucke mit den Schultern und sehe dem Jungen nach. Im Westen verfärbt sich zögernd der Abendhimmel.

»Endlich!«, sagt Rob und hakt die Daumen in den Bund seiner Jeans. »Der Prinz ist gekommen, der Retter!«

Der Retter ist ungefähr fünfzig, er ist mit einem Mercedes der S-Klasse da. Er gibt Manja einen flüchtigen Kuss

und wehrt sie mit einer geschmeidigen Bewegung ab, als sie sich an ihn pressen will. Er umfasst mit beiden Händen ihre Oberarme und redet auf sie ein. Dann gibt er ihr einen Briefumschlag, guckt nach links, guckt nach rechts und fährt los, ohne auch nur einmal zu winken.

»Blöde Fotze«, sagt Rob. Er wendet sich mir zu und verdreht die Augen. »Eine saublöde Fotze ist das. Die lässt sich aushalten von dem Daddy, wetten?«

In meiner Hosentasche klingelt das Handy. Meine Tante. Ich starre Rob an. »Halt die Schnauze, Rob«, sage ich. »Noch einmal dieses Wort und ich hau dir die Fresse platt, klar?«

Er kratzt sich verwirrt im Schritt. Wort – welches Wort? Manja ist mit dem Tanken fertig und kommt mit wiegenden Schritten auf uns zu. In der rechten Hand hält sie einen Geldschein. Ich laufe an ihr vorbei und gucke auf den Boden und versuche, nicht in Ohnmacht zu fallen: Für mich ist sie ganz einfach Luft.

Vor dem Haus steht meine Tante. Sie unterhält sich mit dem Nachbarn; er hat seit neuestem Solarzellen auf dem Dach, und meine Tante überlegt, ob sie das auch machen soll. Ich nehme ohne ein Wort die Treppe nach oben. In meinem Zimmer drehe ich den Schlüssel und lasse mich aufs Bett fallen. Ich tippe mit fahrigem Fingern die Nummer von Franzi ein.

Ich weine. »O Scheiße«, sagt Franzi. »Du bist nicht drüber weg, stimmt's? Du willst sie immer noch, hab' ich Recht? Scheiße, Melanie, eine verdammte Scheiße ist das!«

Ich beende das Gespräch und drücke mein Gesicht in das Kissen, und der schwere, stille Schlag meines Herzens treibt mich wie einen Kreisel um, neu; immer neu um die eigene Achse.

Immerneuimmerneu.

Hinter dem Tor

Das Taxi nahm die ganze Breite des Bürgersteigs ein. Daneben, auf dem Radweg, duckten sich schwarze Müllsäcke, schwer und nass vom Regen der vergangenen Nacht. Der Sturm drückte salzige Luft vom Hafen herüber, die Flut stieg über den Fluss, bis weit ins Hinterland hinein. Die Frau schob ihr Rad an dem Taxi vorbei. Etwas war anders als sonst: Das Tor hatte noch niemals offengestanden. Es war ein grau gestrichenes hohes Eisentor, das sich ächzend unter dem Wind in den Angeln bewegte. Der Taxifahrer sah gelangweilt aus. Ab und zu schoben die Wischer auf der Frontscheibe den Sprühregen zur Seite. Der Taxifahrer gähnte und kratzte sich im rechten Ohr. Er betrachtete seine Fingernägel und sah mit unbewegtem Gesicht der Frau entgegen.

Die Frau lehnte ihr Rad an die Mauer. In dem Wagen dröhnten die Boxen. Volksmusik.

Die Frau schob das Tor auf.

Weit hinten über dem Fluss hetzten tiefe Wolken die januarfahle Sonne. Hinter dem Tor führte das Moos auf den Gräbern sein eigenes Leben. Die Rabbis waren längst gegangen. In einem Gebüsch rostende Konservendosen; weißer Marmor flammte in der Dämmerung. Unter dem Sturm umklammerten sich die Wipfel der hellen Birken, und der Wind brachte den Duft von Salz und Jasmin. Die Frau ging vorsichtig, Schritt für Schritt. Sie fror, und ihr Gesicht leuchtete durch die Bäume. Jacob, der Lebenskluge, mit den Schläfenlocken, Dorith, die Trauernde, beim Abendgebet, Samuel im Kaftan aus grober Wolle und Velvethut, Sarah, die Schöne, die viel zu früh starb.

Fremde Schriftzüge, in einer anderen Zeit in Stein gemeißelt vor den Toren der Stadt, das Grabmal der Portugiesen, die Glanz und Reichtum auf ihren Schiffen brachten. Laub unter ihren Füßen, Laubhüttenfest, die

Tage der Reue, und schließlich der Sabbat des Trostes. Sie waren fromm gewesen, und in die Gräber hatten sie ihre Geschichte genommen. In sperriges Moos hinein, in schwarze Erde, über die der Sturm heulte, so dass selbst die Vögel erschrakten. Auf der Elbe tanzten die Nebelhörner. Die Frau bückte sich und berührte mit der Hand einen Stein. Sarah, flüsterte die Frau, und ihre Augen waren so dunkel wie die Klage der Vögel.

Der Taxifahrer hatte das Band gewechselt.

Marschmusik.

Er hatte sie bis zum Anschlag hochgedreht.

»Was machen Sie hier«, rief der Mann. »Wieso sind Sie hier hereingekommen?«

Er flatterte in einem hellen Trenchcoat über die Gräber. Der Mann war alt, er stolperte und hatte Mühe, nicht zu fallen. Zwanzig Schritte hinter ihm ein junges Paar. Eine Kamera in der matten unschlüssigen Rechten des jungen Mannes. Er war schwarzhaarig, und über seinen Mantel hatte er einen weißen Schal geworfen. Die Frau war blond. Sie war füllig, und am Verschluss ihrer Ledertasche glänzte eine Spange, goldfarben, wie kostbarer Schmuck.

»Was machen Sie hier?«, wiederholte der alte Mann. Er sprach mit amerikanischem Akzent.

Die Frau sah ihn an, wortlos, sie sah die Altersflecken an seinen Schläfen, und sie sah die Empörung in seinem Blick.

»Das Tor stand auf«, sagte sie zögernd und strich sich das Haar zurück.

Hinter den Birken umklammerte die blonde Frau ihre Ledertasche.

»Ich – ich interessiere mich dafür«, sagte die Frau. Sie deutete mit einer hilflosen Geste auf die Gräber, dann zog sie ihren Schal enger um den Hals.

Der alte Mann sah sie an, aufgebracht, zweifelnd, es war zu viel geschehen in letzter Zeit und zu viel in seinem

Leben. Dann nickte er plötzlich und winkte das Paar zu sich, das ihm zum Tor folgte, langsam, flüsternd. Sie traten auf die Straße hinaus. Der alte Mann schloss das Tor, drehte den Schlüssel und wandte sich ihr zu. »Da hinten«, sagte er und hob eine Hand. »Da stand die Synagoge.« Der Trenchcoat flatterte um seine Beine, seine Lippen blau und kalt. »Aber das«, sagte er, »ist lange vorbei!« Der Taxifahrer entriegelte den Wagen und drehte das Radio leiser; der alte Mann stieg ein und mit ihm das junge Paar. Der Taxifahrer schob einen Kaugummi in den Mund. Dann trat er auf das Gaspedal. Hinter der Scheibe regenblasse Gesichter, Transport Richtung Reeperbahn. Der Friedhof verschlossen, Birken gebeugt im Sturm. Die Vögel seufzten unter der Last ihres Gefieders.

Neu für uns alle

Vietnam

Nach einer ganzen Weile ist es dann still;
Motoren der Harleys kühlen mit scharfem Klicken
aus. In der Hitze des Tages die Fahne schlaff
am Mast. God bless ... , jemand weint
schon jetzt. Savannah, nahe Forsyth Park.

Da wuchert langbärtig Moos an den Stämmen
der Eichen. Zwanzig sind sie heute, ausgefrante
Westen. Gestickte Banner. Blinde klammern sich
an Lederleinen. Krücken. Prothesen: das Gift.
Schwerfällig schleifen Stiefel im Staub.

Hände auf Herzen. Die Fahne wird zum Himmel
gerissen. Der helle Labrador des Blinden lehnt entspannt
im Brustgeschirr. Die große Stille ganz ohne Wind.
In der Schweigeminute hecheln die Hunde.

Agent Orange. Im Dickicht. Im Dschungel.
Auf welken Armen zerfransen die Tattoos.
»God bless America«: Ein dünnes
Zittern weht zur Fanfare über den Platz.

Wer kann, versucht ein Räuspern.

»In der Schweigeminute hecheln die Hunde«
Notat vom 30. Mai 2021

»In der Schweigeminute hecheln die Hunde« – dieser Satz, mit dem ich eines Morgens im Jahr 2019 glasklar aus einem Traum aufgewacht bin, war meine Erweckung als spätberufene, damals immerhin schon 65-jährige Lyrikerin. ... Nach einer dramatischen Lungenembolie Ende 2017 war ich als Schriftstellerin fürs Erste verstummt, immerhin nicht als Gesamterscheinung, was ja schon mal ganz wunderbar war.

2018 ein paar journalistische Arbeiten - mehr war da nicht.

Dann 2019 dieser Traum. Dieser Satz!

Ein paar Jahre vorher hatte ich in den USA, in Savannah in Georgia, zufällig ein Treffen von Vietnam-Veteranen miterlebt, was mich offenbar so nachhaltig erschüttert hat, dass mich ein kleiner Bildausschnitt aus diesem Treffen – ein blinder Kriegsveteran mit nach innen laufendem Blick und Hund – aus meinem Traum geradewegs in eine neue mir unbekanntere Realität katapultierte.

Bleistift, Block und Blick von der Küche in alte Bäume – so fing das an. An diesem denkwürdigen Erweckungstag habe ich mich ohne jedes Zögern in die Küche geschleppt und ohne auch nur einen Schluck Kaffee erst einmal losgelegt. Das war schon verdammt besonders. In der Schweigeminute ... Irre war das. Das erste Gedicht hieß schlicht »Vietnam«; ihm sind etliche gefolgt. Mittlerweile kann ich in der Autowerkstatt schreiben, wenn ich auf das Ergebnis der Inspektion warte, was der Sensation und Faszination nichts nimmt.

Ich habe sehr viel in meinem Leben geschrieben. Interviews, Reportagen. Rezensionen, Romane. Essays, Erzählungen. Doch nie hat mich etwas so gefangen genommen, derartig glücklich und, ja, ich sag es so: selig ge-

macht wie Lyrik, die tiefe innere Schichten erreicht und Menschen auf eine Art berühren kann, wie es sonst nicht möglich ist – jedenfalls nicht über Sprache.

Altes Grab. Winterlicht

Da ist Moos wie Kissen heute hingetupft
auf das Grab in das der Steinmetz damals
seine Schriften schlug. Hammer und Schlegel hast du
zur Seite gelegt im Sterben weinte vor hundertfünfzig
Jahren die Witwe; die Kindergesichter dunkel
in der Kapelle im Schmerz die letzte Ruhe
nun im Gewusel des Parks: Moos nistet auf
Totholz auf Wurzeln auf Steinen in den Serifen.

Das C das E erhaben in grüner Dichte
das Moos wirft ruhige Schatten Winterlicht
es ruft nach Streicheln wie ein Kinderkopf
Krumen in den Spalten im Stein; tief unten in Herzhöhe
die Gravur im Gold. Der Ring in harter Schicht aus Lehm
der Goldschmied gab ihm damals lächelnd eure Namen.

Im Frühling kommt ein Kind wird eine rote
Plastikharke halten das Moos so zärtlich kämmen wie
Hundehaar. Und später weinen wenn es fällt die Knie
sich aufschürft nichts vom Sterben weiß.

Schlaganfall

Der Schmerz tickt ein Uhrwerk
ein Ball springt unter der Schädeldecke
glüht Stahl Totalschaden Richtung Ulm
im Glanz der Augen der Monitor zeigt
Zahlen am Arm die Manschette
pumpt sich zur Höchstleistung
auf. Kein Schrecken und auch kein
Sehnen noch einmal davon
gekommen zu Hause fremd
die Gefährtin bei der Rückkehr in
Argwohn in Angst. Die Bücherwand.
Publikationen und all die Patente er
weiß noch manchmal wer er ist
liegt verschlossen im Dunkeln wer er
war liegt weit hinten weit hinter ihm
bei all den Patenten den Büchern.

Seestück

Im See zieht der Labrador seine Bahn über
dem Bergmassiv ruhig der Mond; die Nacht hell
und schwül wir sitzen am Ufer auf Decken.
Es kräuselt sich dein lakonisches
Lächeln; ich schweige.
Dein kurzgeschorener Kopf das tiefe
Rot deines Mundes die ganze Bohème und die
Lässigkeit. Dann kommt
der Hund aus dem See
dunkler Glanz unterm Mond und Funkeln
von Wassertropfen im Fell. Deine letzte Chemo
wird morgen sein. Im Auto der Labrador:
wird wie ich auf dich warten.
Die Hitze der Nacht belauscht unsere
Angst und das Schweigen.

Ich besprühe die Mauern

der Stadt mit deinem
Namen ritze ihn in
Bäume und Bänke in
jedem Grashalm bist du in
jeder Wolke über mir in
jeder Sekunde füllt mich
dein Atem ich glühe weil du
mit Hitze mich fütterst
satt und schläfrig bin
ich wie als Kind von
deinen Küssen
ich sterbe
wenn du das Haus
verlässt vor
Angst dass du
mich verlässt.

Zuletzt sind wir alle im Licht

Sie haben eine Insel aus Julisonne gebaut. Sie haben den besten Sex der Welt sie knurren vor Glück. Sie beten sich an sie bewundern das Muskelspiel unter der Haut. Sie zähmen sich. Und wieder geht das Spiel von vorne los während das Glühen der Sonne langfingrig durchs Wolkengebirge drängt.

Ihr Atem Mund an Mund und Träume gegen den Strom. Die Locke weich um seinen Finger. Der Lampenschirm an der Wand. Unter dem weißen Zittern wandert die Zeit durch die Räume. Das hier wird morgen nur: Erinnerung sein.

Das Smartphone gegen fünf sie erschrickt obwohl sie damit gerechnet hat. Auf der Brücke der Hals nach vorn gereckt die Wade pumpt das Gaspedal. Ein müdes Gesicht im Linoleumflur zu spät sagt ein Mund. Ihr Vater hat nicht lange gelitten. Die Ärztin hebt die Augen. Zuletzt sagt sie sind wir alle im Licht.

Sie will ihn sehen sie küsst ihm sachte die zornige Stirn. Dann sind sie zurück ihr Bett und die Abendsonne fräst sich durch die Wolken. Die Sonne macht ihren Job. Sie reißen sich die Klamotten vom Leib. Ihr Vater. Sein Leben. Sein Leichnam. Sein Licht ihre Bisse und ihre ganze wütende Zärtlichkeit.

Blesshuhn

Brückenpfeiler. An dunklen Moosen
sprudelt Wasser fließt und
trudelt und oben rast
der Schrei der Sirenen
durch Autokolonnen.
Unten schaukelt das Nest des Blesshuhns
es brütet behütet das sachte schaukelnde
Reich aus Reisig aus Plastik aus Styropor.
Auf der Brücke verlieren sich zwei
junge Männer im Glanz ihrer Augen
dem hohen Gewölbe des rascher
fliegenden Himmels.

Tage so sonnenwarm

Wir brechen die Tage wie Brot
am Strand beperlt die Bö unsere Haut
mit Sand wir trinken dampfenden
Wein und wachen am Deich über
die lockigen Rücken der Lämmer dann
entzünden wir ihn: den schwarzen Docht
der Nacht wir hissen die Segel aus duftendem Tuch
und Morgentau wir lassen das hungrige Herztier
hinter dem Rippenbogen grasen am
Morgen bringt uns das Meer
schäumend die Sandburg zurück so
sonnenwarm sind wir wir
brechen die Tage wie Brot.

Hoffen

Wir jäten gebückt die Beete
wo trockene Erde staubt
in der Reihen der Liebe
schießen schnurgerade
Zweifel wie Unkraut hoch
wimmeln Gespinste und Spinnen
zwischen Krumen und Knollen.

Ich umarme deine Worte
bevor ich sie in die Reihe
der Jungpflanzen setze auch wenn
sie mich verletzten hoffe ich
auf Ernte die uns ernährt wenn
die Fahrwasser ruhiger werden wir
bereit für Milde sind auch
mit uns selbst.

Versprich es

An diesem Tag war der Abend mit stiller Himmelmilch
gefüllt dann schoss durch hohen weißen Schaum die
kalte Glut: Gottes Auge sah aus den Wolken aufs Feld.

Du gehst mit dem Frühlingswind im Haar und
dem Patronengurt am Leib wie lang wohl
die Tage sind zwischen dem Leben
und dem Tag an dem wir ohne
den Pulsschlag der Zeit und ohne
den Klang der Wellen
dahintreiben werden.

Versprich es. Versprich mir
dass du dich erschießt wenn sie kommen
wird sich kein Welpen mehr fiepend an
ein Hosenbein drücken kein Kindermund
mehr an die Mutterbrust legen.
Die Blutkonserven werden alle sein
der Teppichflor der Blüten längst zerdrückt
Armstümpfe werden um Regen flehen.
Wo Donner grollt werden Kinder
sich unter Bombenhagel ducken.
Ihr Weinen: wird Ewigkeit.
So liege ich da im Zittern bewache die Tür und
denke an dich und wo Wind mir durchs Nackenhaar
streicht glaube ich doch nicht an Trost. Ich schlage Haken
in den Tag erkläre den mageren Wölfen die Welt: versprich mir:
Versprich mir, dass du dich erschießt.
Wenn sie kommen. Wenn sie nah sind.
Erschieß dich, Liebste. Versprich es mir.

Wetter

Der Wind schlürft durstig die Wolken.
In den Äckern tanzen bodennah
Wirbel drehen mit prächtigen
Käfern traumverloren Pirouetten.

Ein Wetter kommt im Gefolge
der Wolken hat dunkle Riesen dabei.
Türme beschatten das Land
unter der Hast der fliehenden Sonne.

Regen befeuert das Ende der Welt
das Funkeln der Blitze spiegelt sich
in den gelben Schnäbeln
der Kormorane zwischen
den Kometen.

Wir queren das Grauen

Weit hinten liegt die Geschichte fleckt
Blut den Spaten wo du tiefer gräbst.
Vorn laufen Wellen quirlig
den Strandsaum entlang
duften Blumenkränze an Mauern
schütteln sich Birken im Rauschen
des Winds
baut Mittagshitze
Paläste ins Licht.

Wir queren das Grauen verweigern
den Racheplänen die Zukunft wir
heben den Duft der Felder in
unsere Wappen den goldenen
Glanz der Sonnenblumen unsere
Träume diktieren den Fahrplan
wir schreiben
ihn neu für uns alle.

Bauerngarten

An der Autobahnabfahrt der Bauerngarten
es gibt ihn nicht mehr eines Tages
ist dort Wildnis nur und Brache
ein jäher Schmerz: niemand mehr holt
zum Frost die Dahlienknollen
herein plant Fruchtfolgen
auf dem schmalen Acker
lässt Enkelkinder rufend
von Himbeerranken naschen.

Nichts ist hier heute mehr wie immer
keine Cosmea drängt durch
den Zaun keine Wicke duftet im Fadenkreuz
des Motorenrauschens am Abend.
Welcher Tod zertrat die Pracht und wer
überlässt sie der Wildnis. Wer
presst nun Blütenstände zwischen
die faltigen Seiten der Bibel
stellt Gießkannen in den
schiefen Schuppen am Weg mein Herz
verwildert mir, Garten, wenn ich dich suche.

Frieden machen mit den Müttern

Die Angst der Kaninchen

Prolog

Obwohl es langsam dämmrig wurde, war es noch immer warm. Nicht mehr so schwül wie in den letzten Wochen, aber als Thorsten aus seinem klapprigen Ford geklettert war, hatte er den Geruch von Grillkohle und verbranntem Fleisch in der Nase.

Drüben in den Kleingärten saßen sie noch draußen.

Die Gärten waren nur durch eine Böschung und eine schmale Straße von dem stillgelegten Zechengelände getrennt. Wenigstens die Hälfte der windschiefen Lauben war von Türken belegt, die ein paar Meter weiter in der Straße direkt neben dem Friedhof wohnten.

Thorsten hatte früher oft Fußball in dieser Straße gespielt. Heute hätten ihn keine zehn Pferde mehr dahin gebracht. Genau solche Slums wie diese Buden da vorne. Er spuckte aus und räusperte sich leise. Dann duckte er sich hinter einen Mauervorsprung.

Er wartete.

Die Schritte kamen näher.

Er hätte nicht gedacht, dass sie es wagen würde, ihm zu folgen. Wahrscheinlich war sie genauso unberechenbar wie ihr Bruder. Timo war nie wirklich auf seiner Seite gewesen, das wusste Thorsten schon seit Längerem. Er biss sich in den Knöchel des Zeigefingers, massierte die Haut mit den Zähnen und kniff die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen.

Im Hintergrund des Zechengeländes konnte er den Förderurm sehen. Dahinter die Silhouette des Schlackenbergs, die schon im Schatten lag. Ausgebrannt, ausrangiert. Wie ein gestrandeter Wal.

Irgendwann hatte man den Schlackenberg bepflanzt, und keiner, der es nicht wusste, konnte ahnen, was sich darunter befand. Viele gingen hier mit ihren Hunden spazieren und nahmen den Weg über die enge Brücke

mit ihren Stahlträgern. Früher war das der Weg der Bergleute gewesen, aber das wusste Thorsten nur vom Hörensagen. Die Welt hatte sich verändert, und wenn er sich drüben die Kleingärten anguckte, konnte er nur sagen, nicht gerade zum Besten.

Turnschuhe.

Natürlich trug sie Turnschuhe. Er hatte nie etwas anderes an ihr gesehen, aber wenigstens konnte sie sich darin besser und leiser bewegen als er in seinen Springerstiefeln. Thorsten kauerte sich tiefer in die Hocke und lauschte.

Nichts.

Ein paar Meter rechts von ihm zeichnete die Abendsonne einen warmen Kupferton auf die Ruinen. Thorsten griff sich an den Rücken und kontrollierte den Sitz seiner Pistole, die er in den Bund seiner Jeans gezwängt hatte. Er unterdrückte ein Kichern. Duisburg, Hauptbahnhof. Ein Türke hatte sie ihm damals besorgt, dem war es egal gewesen, dass er gerade mal dreizehn gewesen war. Mit dieser Knarre hatte er noch vor ein paar Jahren Karnickel abgeschossen, hundert bestimmt, oder noch mehr. Mehr jedenfalls als Klaus oder Mannie, die hatten lieber Dosenbier getrunken und über Weiber gequatscht. Aber ihm hatte es Spaß gemacht.

Verdammt Spaß sogar!

Schon damals kannte er jeden Zentimeter hier und jeden Stein. Jedes Schlupfloch. Er liebte dieses Gelände, das vom Ruß zerfressen war, er hatte es damals geliebt, und er liebte es noch immer. Er kannte jede Biegung, die unter dem grauen Unkraut die rostigen Gleise machten. Er kannte die Gräser, die in den Ritzen des morschen Mauerwerks nisteten. Den Hunger der streunenden Hunde, die sich verstohlen die Lefzen leckten. Und er kannte die Angst der Kaninchen, wenn er ihnen direkt gegenüberstand.

Dies war sein Revier.

An die hohen, schwarzen Kamine klammerten sich Gräser, kraftlos wie ausgemusterte Weihnachtsbäume, und durch das Dach der Maschinenhalle sah man in klaren Nächten die Sterne funkeln. Was, zum Teufel, wusste schon jemand wie die da vom Leben, vom wirklichen Leben? Aber dass sie hierher gekommen war, damit hätte er nicht gerechnet. Sie musste doch wissen, dass er eine Knarre hatte. Aber wahrscheinlich kochte sie vor Wut. Herrgott, er hätte noch was ganz anderes aufziehen können. Er hätte ihr so richtig die Fresse polieren können, oder sie so richtig vergewaltigen. Aber das hat er nicht getan.

Das hat er ihr erspart.

Und sich auch.

Er grinste. Wahrscheinlich sah sie einfach rot, weil sie so gottverdammte hochnäsige war, und ihr war egal, ob er ein Schießseisen hatte oder nicht. Wahrscheinlich glaubte sie nicht, dass er jemals abdrücken würde. Thorsten schob die Lippen vor und schüttelte langsam den Kopf. Was wusste die schon, was er tun würde?

Man würde sehen, wie sich das hier entwickelte. Der Abend hatte gerade erst angefangen.

Katz und Maus. Ein Spiel nach seinem Geschmack, ganz nach seinem Geschmack.

Er biss sich einen Hautfetzen von der Lippe und spürte dem metallischen Geschmack von Blut nach. Dann presste er ein paar Sekunden den Handrücken gegen den Mund. Wer gewinnen würde, war sowieso klar. Diese Emanze jedenfalls nicht. Dafür musste er sorgen. Und dafür würde er sorgen. Er musste an diesen verdammten Schlüsselanhänger kommen, der unter der alten Werkbank in der Maschinenhalle lag.

Und dabei war Jenny verdammte im Weg.

Er überprüfte die Schnürsenkel seiner Stiefel und knetete sie sicherheitshalber noch einmal neu. Dann schob er langsam den Kopf über die Mauer und zog ihn sofort

zurück. Sie stand direkt vor ihm, in ungefähr sieben Metern Entfernung. Schusslinie. Sie sah blass aus, gerader Rücken, der Mund zusammengepresst. Zu allem entschlossen. Natürlich hatte sie eins dieser unmöglichen karierten Hemden an. Timo hatte es ihm mal erzählt, mindestens fünfzehn hatte sie davon, in sämtlichen Farben. Sie trug sie sogar in der Schule. Solche Weiber müssten zu Petticoats zwangsverpflichtet werden. Thorsten saugte an seinem Handrücken, bis es schmerzte. Wahnsinnsidee. Petticoat-Parade der Emanzen. In der Fußgängerzone. Start bei Tchibo. Finale bei Karstadt. Mit Blasmusik. Echt komisch. Das musste er ... das musste er unbedingt jemandem erzählen.

Aus den Kleingärten wehte Gelächter herüber. Geruch von Knoblauch, Gewürzen. Ein Mann stimmte mit einer weichen Stimme ein Lied an. Dieser schaurige Singsang, mit dem diese Kanaken den ganzen Sommer hindurch die Stadt terrorisiert hatten. Öffene Türen und Fenster und in den dicken Autos die Stereoanlage bis zum Anschlag hochgedreht. Man wusste ja kaum noch, wo man sein Gemüse kaufen sollte. Nur noch eine Frage der Zeit, bis an jeder zweiten Kreuzung eine Moschee stand. In das Lied des Mannes stimmte eine Frau ein. Kinder riefen sich etwas zu. Über die Ruinen wanderte in schrägen Strahlen die Sonne. Jemand suchte im Transistorradio nach den Abendnachrichten. Thorsten fror. Er drückte die rechte Hand gegen die Stirn. Er fror, und er merkte, dass er Hunger hatte. Diese Art von Hunger, die er hasste. Ein Hunger, der nicht im Magen, sondern direkt hinter den Augen wütete und irgendetwas in ihm langsam auffraß.

Er kannte dieses Gefühl, normalerweise kippte er ein paar Bier darauf, aber hinter dieser verfluchten Mauer hatte er leider keins dabei. Er stöhnte leise und presste die Stirn gegen einen Ziegel, der in Augenhöhe aus der Mauer sprang. Geruch nach Erde, Moos und kühlem, unnachgiebigem Verfall. Er schloss die Augen, und er dachte an das, woran er immer dachte, wenn er diesen Hunger spürte: Ich bringe dich noch dazu, in eine Flasche zu scheißen, hatte sein Vater gebrüllt, damals, als er die dritte Lehrstelle hingeworfen hatte. Und er wusste noch heute, was er als Erstes gedacht hatte: Ungläubig, das geht doch gar nicht, hatte er gedacht, wie soll denn das gehen, in eine Flasche scheißen? Dann erst hatte er begriffen, was sein Vater gemeint hatte, und er hatte ihm die letzte Berührung seines Lebens zukommen lassen, er hatte ausgeteilt, aber diesmal richtig, seine Mutter hatte geschrien, wie am Spieß hatte sie gebrüllt, und dann war der Notarzt gekommen.

Sein Vater hatte ganz schön was abgekriegt. Thorsten grinste und fuhr sich mit der Hand über den Schädel.

So langsam war wieder mal der Rasierer fällig. Er unterdrückte ein Niesen und spähte noch einmal über die Mauer. Was, zum Teufel, machte diese Emanze da bloß, das wurde ja langweilig hier in dem Laden. Er wischte sich verblüfft über die Augen und sah noch einmal genauer hin. Sie war verschwunden.

Vorsichtig schob er sich auf den Knien die Mauer entlang. Anzunehmen, dass sie gerade die Ruinen nach ihm durchsuchte. Klarer Heimvorteil für ihn. Im Gegensatz zu ihr kannte er jeden Winkel. Ihm war schleierhaft, was sie überhaupt vorhatte. Klar, sie war auf Rache aus. Aber sie konnte doch nicht ernsthaft annehmen, dass sie auch nur die Spur einer Chance gegen ihn hatte. Ächzend versuchte er sich aufzurichten.

»Hier bin ich«, sagte sie. Ihre Stimme klang so klar und kühl wie ein Eiswürfel in einem Campari-Glas. »Du kannst dich ruhig umdrehen!«

Thorsten erstarrte zu einer Momentaufnahme.

Läufer, kurz vor dem Start, Kopf gesenkt, die Hände noch am Boden.

Sie stand hinter ihm, er spürte sie, er roch sie, sie lief herum wie eine Schlampe, aber ihr Geruch war warm, intensiv und von einer Süße wie die Haut eines Kindes. Hinter seinen Augen begann wieder dieser Schmerz zu toben. Mit einer langsamen Bewegung nahm er die Hände aus dem Staub und schraubte sich schwerfällig hoch.

Hinten in den Jeans steckte der Knauf seiner Pistole. Natürlich hatte sie ihn bemerkt. Aber sie sagte kein Wort dazu. Sie würde es nicht wagen, sich ihm zu nähern.

Thorsten drehte sich um, langsam, die Innenflächen der Hände wie im Gebet zum Himmel gehoben.

»Hände hoch, oder wie?« sagte er. »Okay, schon erledigt. Und was jetzt?«

Sie hatte ein Messer dabei. Timos Fahrtenmesser, der Griff aus hellem Hirschhorn, lange, scharfe Klinge, Thorsten kannte das Messer. Sie stand einfach da, sah durch ihn hindurch und hielt das Messer fest. Sie hielt es waagrecht zwischen den Händen, die sie in kurzen Abständen auf und ab bewegte, nachdenklich, als ob sie das Gewicht des Messers bestimmen oder herausfinden wollte, wie tief es wohl in seinen Körper eindringen würde.

Welche Wucht so ein Stich braucht.

Welcher Winkel der beste sein könnte.

Sie lächelte.

»Du bist ein asoziales Schwein«, sagte sie. »Einfach ein wi-der-licher, mie-ser ... Wichser!«

Es klang, als hätte sie die Vokabeln einer Fremdsprache auswendig gelernt. An ihrer Schläfe pulsierte eine Ader,

und dicht darunter begann eine schmale Narbe gerade erst zu verheilen.

»He, Emanze«, sagte Thorsten. »Wo hast du solche Sachen her? Lernt man so was auf dem Mädchengymnasium?«

Er lachte und verdrehte die Augen.

Sie antwortete nicht. Sie stand einfach da und sah ihn an und sah ihn nicht an, genauso, wie es immer gewesen war. Seit ihrer ersten Begegnung bei Hanne war er wie Luft für sie gewesen, und den ganzen Sommer hindurch hatte sie seinem Blick standgehalten, ohne auch nur einmal zu lächeln. Nicht so!

Mit Thorsten tat man so etwas nicht!

Thorsten starrte sie an und überlegte. Kein Mensch weit und breit. Die Knoblauchfresser hinter der Straße, die hatten genug mit sich zu tun. Er kickte nachlässig einen Kiesel zur Seite, der durch den Staub wirbelte und dampf gegen ein rostiges Ölfass schlug. Alte Taktik, Kriegsmanöver. Dann machte er einen Schritt auf sie zu, die Hände noch immer erhoben. Den Gegner irritieren und dann zuschlagen. Das war das ganze Geheimnis. Ganz einfach, genau genommen, nichts dabei. Nicht schwerer, als in eine Flasche zu scheißen.

Hinter seiner Stirn tanzten weiße Laserblitze.

Er schwenkte die Augen wie zwei Scheinwerfer auf ihr Gesicht, krümmte die Finger, machte eine schnelle Bewegung auf ihre Brüste zu. Raubvogel reißt Beute. Sie wich zurück, das Messer in ihrer Rechten, sprungbereit. In ihren Augen die Angst. Thorsten kannte diese Angst. Tonlos, reglos, nichts als gestäubtes Nackenhaar.

Jede Chance verspielt.

Es war die Angst der Kaninchen, wenn er direkt vor ihnen stand.

Thorsten wusste, wie man die Angst zum Schweigen brachte, er kannte das Leben, er hatte die Lektionen

gelernt. Dies war sein Revier. Dann lag der Knauf der Pistole hart und warm in seiner Hand. Der Wind frischte auf, hinter den lang gestreckten Ruinen war plötzlich die Sonne verschwunden. Die Mauern färbten sich schwärzer als die Nacht, und oben an den Kaminen baumelten gespenstisch die Gräser.

In den Kleingärten war die Musik lauter geworden. Thorsten hatte die Pistole im Anschlag und lächelte. In die schmale Straße bog mit halsbrecherischem Tempo eine japanische Limousine ein. Thorsten legte den Kopf schräg, lauschte und nickte. Dann tauchte eine Gestalt auf der Böschung auf. Sie war nicht weit entfernt, und sie kam immer näher. Die Frau war schnell, obwohl das Gelände unwegsam war, und auch sie hatte eine Pistole in der Hand.

»Runter damit! Und die Hände hoch!«

Ihre Stimme gellte über das Gelände wie der lang gezogene Klagelaut eines Tieres. Thorsten machte eine schnelle Drehung aus der Hüfte. Katz und Maus, Schießseisen im Anschlag. Er hatte Routine, und streng genommen hatte er mit so was irgendwann gerechnet.

Der Schuss klang wie eine Detonation. Für Sekunden blieb die Zeit stehen. Thorsten lächelte noch immer. Er blickte versonnen hinüber zu den Ruinen, als wäre dahinter etwas Großartiges, etwas Bedeutendes, etwas, das nur er sehen konnte.

Er ganz allein.

Aus den Kronen der Kastanien flatterten Vögel auf, und durch das hohe Unkraut flohen verängstigt die Kaninchen.

Dann stand die Frau direkt vor ihnen und sah auf Thorsten herunter, der mit verzerrtem Gesicht seinen rechten Arm umklammert hielt.

Rückkehr der Träume

Prolog

Der Tag, an dem ich zurückkomme, ist ein sonniger Julitag. Die Stockrosen stehen in Blüte, Bienen taumeln durch die erschlaffenden Kelche des Fingerhuts, und links von dem flachen Haus steht wie immer ein kräftiger Tupfer orangefarbener Ringelblumen. Die Hundehütte ist verschwunden. Auf der Rasenfläche liegt ein Haufen Holz herum, das von Anton zu Brennholz verarbeitet werden wird, jedenfalls war das früher so. Ausgerangierte Paletten, Regalböden, sperriges Zeug, das wahrscheinlich zu einem Schrank gehörte.

Anton kam mir früher schon alt vor, aber als ich mich jetzt so umsehe, deuten einige Zeichen darauf hin, dass es ihn noch gibt. Ein fleckiger Overall, der an einem Nagel der geöffneten Schuppentür hängt. Das aufgeregte Gackern der Hühner hinter der Hecke. Der Handkarren, mit dem er schon früher zum Sperrholzsammeln loszog. Sein uralter Fiat 500, mit dem er mich damals zu der Schwester meiner Mutter geschafft hat, abgefahrene Sommerreifen im Schneeregen, die Heizung funktionierte nicht, sieben Stunden von Hamburg nach Frankfurt; sieben Stunden ohne ein Wort und nur seine langen, verfrorenen Finger am Steuer.

In Frankfurt parkte er den Fiat vor einem hell erleuchteten Gardinenfachgeschäft, blies sich in die Hände und sah mich nicht an, während die Worte in weißen Rauchwolken aus seinem Mund trieben.

»Deine Mutter hat es nur gut gemeint«, sagte Anton; danach füllte wieder das Schweigen den Raum zwischen uns.

Sie haben eines dieser weißen Partyzelte auf die Terrasse gestellt, das ist neu, jetzt können sie auch bei Regen aus dem Haus treten, ohne gleich nass zu werden. Es regnet

oft hier im Norden, sagt man, ich weiß nicht, ob das wirklich so ist. Früher habe ich es nicht so empfunden, die Sommer waren, wie sie sein sollen, aber vielleicht täuscht einen ja die Erinnerung im Nachhinein wie so vieles andere auch.

Ich höre ihr Husten, bevor ich sie sehe. Sie sitzt unter dem Partyzelt. Sie hat die dünnen, nackten Beine in dieser typischen Haltung übereinander geschlagen und den rechten Fuß hinter der linken Wade verknotet. Ihre Füße stecken in Frotteepantoffeln, und ihr Rücken ist über einem Päckchen Tabak gekrümmt, aus dem sie sich ihre Tagesration stopfen wird. Es ist noch früh, erst gegen neun, sie trägt wegen der Hitze einen weiten, luftigen Baumwollkittel. Sie ist beinahe siebenzig Jahre alt, und sie ist meine Mutter.

Sie ist so alt geworden, dass vor Erschütterung mein Herz zu hämmern beginnt. Auf der Straße hätte ich meine Mutter nicht erkannt. Ich taste an meinem Hals nach der schmalen Kette und greife nach dem Anhänger. Ich krampfe meine Hand um das schmale, glatte, silberne D und versuche, wieder ruhiger zu atmen. Ich frage mich, was ich sonst noch fühle, als ich sie so da sitzen sehe. Ich stehe hinter dem Birnbaum, kratze mit den Nägeln durch die Rinde, bis es wehtut, und fühle in mich hinein. Ich bemerke eigentlich nur, dass der Tisch, an dem sie sitzt, derselbe ist wie vor dreißig Jahren, nur dass die hellblaue Farbe jetzt auch schon an den Beinen abgeblättert ist.

Jemand, wahrscheinlich Anton, hat zwischen zwei der Tischbeine eine rohe Holzlatte genagelt, eine Querverstrebung, viel mehr als Provisorien hat er nie hingekriegt. Der Tisch hat schon immer gewackelt, damals schon, als ich dreizehn war und nachmittags mit Angie dort saß und mich nicht traute, ihr zu sagen, wie sehr ich verliebt in sie war.

Heute ist das einfacher, überhaupt wäre das alles heute so nicht passiert, aber damals glaubten sie, sie müssten mir eine Lektion erteilen. Das Einzige, was ich heute noch von meiner Mutter will, ist, dass sie mir sagt, warum sie das damals gemacht hat. Ich will, dass sie mir Erklärungen gibt, die mich zufrieden stellen. Ich will ihr sagen, wo Daniel ist, wo man ihn damals hingebracht hat, will ihr von dem Grabstein erzählen, mit seinem Namen darauf. Nach über dreißig Jahren bin ich zurückgekommen. Ich gönne ihnen gerne den Triumph, dass sie glauben, ich krieche zu Kreuze.

Ich bin jetzt fast fünfzig, und ich hasse sie immer noch. Sie ist alt geworden, und sie wird noch älter werden. Sie gehört zu der Sorte Frauen, deren Gesichter ledrig sind, trocken vor Bitterkeit, doch hinter den schlaffen Brüsten tickt ihr Herz im rastlosen Takt einer bösen Neugier, die sie am Leben erhält: dem Wunsch, zu sehen, was aus den Trümmern der Menschen wird, an deren Zerstörung sie Anteil hatten.

Sonntags, in der Kirche, ihre dünne Stimme beim Singen der Kirchenlieder. Ich trug weiße Söckchen und Lackschuhe, ihr Atem roch nach Pfefferminz und Nikotin. Ihre bleiche Zunge, wenn sie aus der Hand des Kaplans die Hostie erhielt, flatternde Augenlider, ihr hastiges Kreuzzeichen. Ich war vierzehn damals, ich war in Angie verliebt, Vater war schon gestorben, und Anton wartete hinten im Kirchenschiff. Anton, der Pole, der nach dem Tod meines Vaters wie aus dem Nichts erschienen war, der Brennholz herangeschafft und die Hecken geschnitten, einen Hühnerstall gebaut hatte und schließlich geblieben war.

Er stand stocksteif hinten unter der Orgel. Er drehte Vaters schwarzen Hut mit der breiten Krempe in der Hand; er bewegte beim Vaterunser leise die Lippen, und wenn ich verstohlen zu ihm hinübersah, wandte er den Blick

ab, als hätte ich ihn bei etwas ertappt. Er reihte sich Sonntag für Sonntag als einer der Letzten zum Kommuniongang ein. Er kniete vor dem Priester nieder und schlug danach umständlich das Kreuzzeichen, mit so ausholenden, großartigen Bewegungen, dass ich mir das Lachen verkneifen musste, wenn er mit steinernem Gesicht und gefalteten Händen an unserer Bank vorbei zurück zu dem Platz unter der Orgel schritt.

Später, wenn wir nach Hause liefen, erst die vierspurige Straße entlang, dann ein Stück durch den Wald und schließlich den langen, holprigen Weg durch die Lauben bis zu unserem Haus, hatte er den Hut in die Stirn gedrückt und die knochigen Schultern nach oben gezogen. Er sagte nicht viel, er ging ein paar Schritte vor uns her, und Mutter und ich gingen in gebührendem Abstand hinter ihm, denn alles andere hätte sich vor den Leuten nicht gehört.

Ich sehe auf die Uhr. Wenn alles ist wie damals – und nichts deutet darauf hin, dass es anders ist –, wird Hilda Bernstein, die Nachbarin von schräg gegenüber, auf der Terrasse hinter dem Haus beim Frühstück sitzen. Vor drei Wochen habe ich von Frankfurt aus bei ihr angerufen, um zu überprüfen, ob es sie noch gibt.

Auch sie gibt es noch, meine liebe, alte Hilda. Und seltsamerweise klingt ihre Stimme genauso wie vor einer halben Ewigkeit: laut und lebhaft, als wäre sie höchstens dreißig und nicht schon knapp über siebzig. Als ich in den Hörer sagte: »Oh, bitte entschuldigen Sie, ich habe die falsche Nummer gewählt«, hörte ich ihr warmes, dröhnendes Lachen und die Versicherung, dass das nicht weiter tragisch sei. Sie wird erstaunt sein, mich gleich zu sehen, aber sie wird mich hereinbitten.

Ich denke, dass meine Rechnung aufgeht und ich eine Zeit lang bei ihr wohnen kann. Hilda hat mich immer gemocht. Es gab eine Zeit, da war ich mehr bei ihr als

bei Mutter; da habe ich praktisch bei ihr gewohnt. Mutter bestand darauf, dass ich zumindest nachts in meinem Zimmer schlief. Hildas Zwillinge, Klaus und Kurt, waren gut zwei Jahre älter als ich, sie waren langsam in dem Alter, und wer wusste, was da nachts nicht so alles hätte passieren können.

Doch es passierte auch so – am helllichten Tag.

Meine Mutter hat inzwischen ihre Tagesration Zigaretten fertig gestopft, streift mit einer nachlässigen Bewegung die Frotteepantoffeln von den Füßen und lehnt sich in ihrem Sessel zurück. Ihre müden Oberarme hängen wie Lappen, als sie die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Ihre blassen Achselhöhlen sind nackt. Ihre Augenlider flattern. Eine riesige lärmende Verkehrsmaschine verdunkelt für Sekunden die Sonne: Eine Boeing der British Airways ist auf dem Flughafen kaum fünf Minuten von hier gestartet. Meine Mutter schaut der Maschine mit gerecktem Hals und wütend zusammengekniffenen Lippen nach und nimmt die Arme nach vorne. Ich lasse noch einen Moment meine Hand auf dem Stamm des Birnbaums liegen, dann drehe ich mich um und schleiche davon wie ein Dieb.

Ich blicke auf mein Handy, um zu sehen, ob Marga mir eine Nachricht geschickt hat. Marga ist vor zwei Tagen nach Buenos Aires geflogen; sie will auf Dauer in Südamerika bleiben. Unser Plan ist, dass ich nachkomme, wenn ich das hier erledigt habe. Möglich, dass ich vorher noch ein paar Tage zu Joan nach Irland fliege; ich kenne sie seit dem Kunstgeschichte-Studium in Frankfurt. Lust dazu hätte ich jedenfalls, und solange ich noch in Europa bin, sollte ich das ausnutzen.

Marga ist Biologin, Hepatitis-B-Forscherin; die Universität von Buenos Aires hat ihr einen gut bezahlten Job angeboten. In Frankfurt war sie über ein Jahr arbeitslos;

also hat sie sofort zugegriffen. Sie spricht fließend Spanisch, ihr Großvater kam aus Barcelona, und ihre Eltern haben sie zweisprachig erzogen.

Unsere Wohnung im Frankfurter Westend haben zwei Studentinnen gemietet. Unsere Möbel, den Hausrat, Margas Cello und unsere privaten Dinge haben wir in einem Container untergebracht und verschifft. Wenn ich ankomme, wird auch der Container längst eingetroffen sein. Den größten Platz nehmen ohnehin Margas Sachen ein. Zwei Koffer von mir, mit Fotos, Briefen, meinem Tagebuch, einige Bilder, an denen ich hänge, der alte Sekretär – das Einzige, was ich von Karen behalten wollte. Das ist alles, was im Bauch eines Frachtschiffes durch die Dünung nach Argentinien reist. Das ist alles, was ich besitze.

Marga hofft, dass der Abstand uns gut tun wird. Ich glaube nicht wirklich daran. Aber ich bin entschlossen, mir Mühe zu geben, zumindest bilde ich mir das ein, denn ich will glauben, dass Abstand gut tut, wenn die Nähe unerträglich geworden, der Wunsch danach aber weiter lebendig ist. Irgendwo muss man anfangen, auch wenn man nicht sicher ist, ob der erste Schritt in die richtige Richtung geht. Wer weiß, wie sich die Dinge entwickeln, ob es überhaupt mit uns weitergeht. Aber immerhin war es Marga, die auf mich einredete, nach Hamburg zurückzufahren, mich dem zu stellen, was mich Jahrzehnte hindurch gequält und porös gemacht hat wie einen ausgewaschenen Stein.

»Du musst deinen Frieden mit deiner Mutter machen«, hatte Marga gesagt und ein Lächeln hervorgezaubert, das gleichzeitig Milde und Strenge signalisieren sollte. Es kam mir vor, als säße mir Dr. Freitag in der Therapie-stunde gegenüber. »Versuch es. Lass es zumindest nicht unversucht. Du wirst es bereuen, wenn du demnächst in Buenos Aires sitzt und nichts unternommen hast. Du

schleppst den ganzen Kram mit über den großen Teich. Dann sitzt du da. Und so eben mal fliegst du garantiert nicht zurück!«

Als sicher war, dass sie den Job an der Universität von Buenos Aires bekommen und ich nachkommen würde, verstand ich, dass ich, wenn ich es überhaupt tun wollte, es jetzt tun musste. Wenn ich erst einmal am anderen Ende der Welt angekommen war, würde ich wahrscheinlich wirklich so bald nicht mehr zurückkehren. Wozu auch.

Frieden machen.

Natürlich, ich weiß, dass das gut wäre, ich weiß sogar, wie gut das wäre, doch noch während ich Marga in die Augen sah und zustimmend nickte, dachte ich, dass ich nicht verzeihen würde. Meine Mutter verdient keine Gnade. Sie hat mich nie geliebt; Kinder spüren, wenn sie geliebt werden. Und wenn sie nicht geliebt werden, spüren sie es selbstverständlich auch. Ich hasse meine Mutter dafür, dass ich zurückgekommen bin. Ich hasse sie für das, was sie mich zu tun zwingt. Ich bereue schon in diesem Moment, was ich noch gar nicht getan habe, und werde es dennoch tun.

Ich habe meinen Peugeot auf dem Waldparkplatz abgestellt. Er ist bis unters Dach beladen: Bücher, einige Koffer mit Kleinkram und Kleidung für den Sommer und den kommenden Herbst, meine Medikamente. Alles andere ist in dem Container nach Argentinien unterwegs. Meinen Laptop habe ich natürlich dabei; ich werde fürs Erste nur über mein Handy oder per E-Mail zu erreichen sein. Den roten Plüschhasen, den meine Tante damals bei meiner Ankunft in ihrer Frankfurter Wohnung auf mein Bett gesetzt hatte, habe ich ebenfalls mitgenommen.

Ich habe gespart; das Geld wird für einige Monate reichen. Wenn ich hier fertig bin, werde ich weitersehen.

Joan bietet mit seit Jahren an, zu ihr nach Irland zu kommen, egal wie lange, es sei genug Platz da, versichert sie immer wieder. Seit dem Tod ihres Mannes fühlt sie sich sehr allein.

Marga ist einverstanden. Für sie ist es in Ordnung, dass ich möglicherweise erst im Herbst nachkomme. Sie braucht ohnehin Zeit, um sich einzuarbeiten. Sie reizt, auch wenn sie es nie zugeben würde, natürlich auch der Gedanke, die Wohnung allein einzurichten. Wir hatten immer schon Streit, wenn wir das gemeinsam versuchten. Käme ich erst im Herbst, hätte sie Tatsachen geschaffen, die ich nur schwer würde rückgängig machen können. Marga mag es, unverrückbare Tatsachen zu schaffen.

Es gab eine Zeit, da habe ich mich damit wohlgefühlt.

Pension Vera (Auszüge)

In den letzten Monaten sah man nichts als Baustellen, die nicht den Eindruck machten, als würden sie zum Kulturhauptstadtjahr 2010 verschwunden sein. Insbesondere in den Straßen rund um die ehemalige Unionbrauerei, einem Koloss aus der Zeit der Dortmunder Bierdynastien, toste der Verkehr auf einem Gewirr von Spuren, deren Verlauf sich ständig veränderte. Lärm, Staub, Baukräne. Schuttberge und rostige Moniereisen, die in den Himmel ragten. Provisorien, wohin man blickte. Nichts, wo sich das Auge ausruhen konnte. Kaum vorstellbar, dass dieses Chaos in ein paar Monaten verschwunden sein sollte.

Für den Rückweg von der Metro hinter dem Borsigplatz zum Westpark brauchte er eine Ewigkeit. Ein Glück nur, dass vor der Pension ein Parkplatz frei war. Er parkte den Land-Rover – ein Defender, der Name gefiel ihm, und er hatte ihn günstig als Gebrauchten bekommen – vor dem Haus, schlug die Tür mit mehr Kraft als nötig zu und öffnete den Kofferraum.

Der Herbst war warm in diesem Jahr, in den Straßencafés herrschte Hochbetrieb. Marek trug ein weißes T-Shirt mit dem verwaschenen Logo einer Baustofffirma aus Herne. Er legte keinen besonderen Wert auf sein Aussehen. Er hatte die typische Figur von Männern, die zu viel Bier trinken, dabei trank er kaum. Dünne Beine, einen enormen Bauchumfang und eine nackte fleischige Brust. Seine Glatze versuchte er zu kaschieren. Meistens trug er eine Baseballkappe, obwohl er diese Art von Kopfbedeckung albern fand, besonders für Männer in seinem Alter. Er hatte mit siebzehn Prag verlassen und war jetzt neunundfünfzig Jahre alt.

Die Glocke der Martinkirche schlug sechs, und wie immer fühlte er beim Schlag der Zeit ein diffuses Unbehagen, das er so mechanisch wegscheuchte wie eine lästige Fliege. Er sah Vera hinter der Scheibengardine im Frühstücksraum hantieren. Im Gegensatz zu ihm war seine Mutter klein und drahtig, an ihr war nie ein Gramm Fett zu viel gewesen. Bizarr der Gedanke, dass jemand wie er von diesem Körper geboren worden war. Sie war genau zwanzig Jahre älter als er, fast auf den Tag. Sie waren beide streitsüchtig und rechthaberisch, jedenfalls im Umgang miteinander, doch während er zumindest manchmal so etwas wie ein Gefühl von Erbarmen kannte – vielleicht löste ihr Alter dieses Gefühl in ihm aus –, war sie in seine Richtung ganz und gar unversöhnlich. Ihr kompliziertes Verhältnis durchschauten sie schon lange nicht mehr. Vera war in Deutschland nicht heimisch geworden, und nun, mit beinahe achtzig, nahm sie auf nichts mehr Rücksicht. Schon gar nicht auf ihren Sohn, den sie, davon war Marek überzeugt, von der ersten Sekunde seines Lebens an verabscheut hatte. Sie war barsch und beleidigend. Marek hasste ihre Bigotterie: Vera verdrehte die Tatsachen, damit ihre Interpretation der Realität in ihr Weltbild passte. Sie bestand darauf, dass er sie damals zur Flucht genötigt und sie sich ihm zuliebe geopfert hatte: Sie, seine Mutter, hatte ihr Leben in Prag seinetwegen aufgegeben. Er, ihr Sohn, würde ihr Zeit seines Lebens zu Dank verpflichtet sein. Und wie verhielt er sich ihr gegenüber, ihr Sohn?!

Er hasste sie für ihre Verdrehung der Tatsachen, und er würde sie bis in alle Ewigkeiten dafür hassen, dass sie ihm die Kindheit vergiftet hatte. Sie hatte ihn nie gestillt. Sie hatte, wenn sie unterwegs waren, dünne weiße Waschlappen dabei, die sie mit Zuckerwasser tränkte und ihm in den Mund stopfte, wenn er zu schreien begann. Er schrie oft. Die ersten Milchzähne faulten ihm

im Mund, kaum dass sie sich durch die rosige Knochenhaut geschoben hatten. Eine Zeitlang gab sie ihm einen Schnuller, aber wenn er mit wütendem Weinen nach den mit Zucker getränkten Lappen verlangte, gab sie nach. Sie schlug ihn, wenn er weinte, weil die Zahnschmerzen unerträglich wurden. Von seinem Weinen hatte sie ihm immer wieder erzählt, als er älter war, vielleicht zehn; er gehörte ihr mit Haut und Haaren in diesen Jahren und hatte zu diesem Zeitpunkt das Weinen schon lange eingestellt. Manchmal saßen sie zusammen in der Küche des schäbigen Hauses hinter dem Hauptbahnhof. Er hockte über seinen Hausaufgaben, und sie saß an der Nähmaschine, zu angetrunken, um einen neuen Faden einzulegen.

Dann erzählte sie von früher, und er konnte ihr nicht entrinnen. Dann war ihr Haar wirr, sie tupfte mit dem Handrücken den Schweißfilm von der Oberlippe, die Brüste schwer in dem engen Pullover. Und dann weinte sie, wie früher ihr Sohn geweint hatte, untröstlich und verloren; sie verfluchte ihn und seinen Vater, ihren eigenen Vater und alle Männer und schließlich sich selbst in dem immer gleichen Ritual und trocknete sich mit ihren langen dunklen Haaren die Augen. Und irgendwann stand sie auf, abrupt und böse; sie wusch sich am Waschbecken das Gesicht, kniff sich unter Seufzen die Wangen rot und verschwand aus der Tür, um oft erst am nächsten Morgen zurück zu kehren.

Er fragte nie, wo sie gewesen war.

Er fragte auch nie, wer die Männer waren, die manchmal mit am Küchentisch saßen. Niemals hätte er seiner Mutter auch nur eine einzige Frage gestellt. Er hatte einfach sein eigenes Leben gelebt.

Und dann war das mit Anna passiert.

Seine Mutter hatte den Frühstücksraum wieder verlassen, und Marek kramte erleichtert nach dem Schlüssel

für die Tür zum Souterrain. Er vermied es, Vera zu begegnen, wenn es nicht unbedingt nötig war. Sie roch nach Urin. Sie wusch sich nicht genug. Sie akzeptierte nicht, dass sie alt wurde. Doch sie war alt, fast achtzig, auch wenn sie am liebsten in diesen Fähnchen von H & M herumlief, nach denen sie noch vor ein paar Jahren in Secondhand-Läden gestöbert hatte.

Von hinten konnte man sie, zierlich wie sie war, für ein Kind halten, eine Zwölf- oder Dreizehnjährige vielleicht. Besonders, wenn sie sich Tücher um den Haarknoten band. Wahrscheinlich waren Pädophile scharf auf sie, solange sie sie nicht von vorne sahen. Neulich war er ihr nachts unterm Dach im Flur begegnet, als sie von der Toilette kam: das Nachthemd mit rosa Spitze, langes Haar, das ihr strähnig fast bis auf die Hüften hing. Er hatte sie seit Ewigkeiten nicht mehr mit offenem Haar gesehen und war so schockiert gewesen, dass er stolperte und sich den linken Fuß verstauchte.

In der letzten Zeit hatte sie abgebaut. Sie zitterte stark, konnte nur mit Mühe ohne Hilfe essen. Trotzdem ließ sie es sich nicht nehmen, einmal am Tag unten nach dem Rechten zu sehen. Ging im Frühstücksraum einmal mit dem Staubwedel durch. Wischte über die fünf Frühstückstische, die Fensterbank. Das alte Büffet, das noch aus den Zeiten von Onkel Jan stammte. Dunkles Holz, reiches Schnitzwerk. Hier wurde morgens das Frühstück für die Pensionsgäste aufgebaut – maximal zehn; im Moment waren drei Männer und vier Frauen da, die in der Adlerstraße in einem Seminarhaus einen Bildungsurlaub absolvierten.

Ihr Gerede ging Marek auf die Nerven. Wenn er morgens nach ihren Wünschen fragte oder in der winzigen Küche neuen Kaffee zubereitete, lauschte er ihrem wichtigtuersichen Geschwafel und biss sich auf die Lippen, bis sie sich taub anfühlten. Er hatte oft Gäste, die das Seminarhaus besuchten: NLP, Trommeln, Meditation

und Selbstfindungen aller Art. Manchmal dachte er in einem Anflug von Sarkasmus, dass er eigentlich Schmerzensgeld verdient hätte. Aber sie lebten von diesen Leuten. Von ihnen und Onkel Jans Erbschaft, deren Verzinsung ihnen ein ganz passables Grundeinkommen sicherte.

Und deshalb hielt er besser den Mund.

Er stand noch immer mit den Einkäufen vor dem Haus und starrte ins Fenster. Die Topfpflanzen mit den langen Blättern waren ein Vermächtnis von Onkel Jan, hässliche Pflanzen, aber mittlerweile waren sie wieder modern geworden. Links von der Glasscheibe mit den kurzen Gardinen – in dem Ladenlokal hatte sich ganz früher eine Schuhmacherei befunden – führten drei Stufen ins Souterrain. Dort stand das massive Frühstücksbüffet. Rechts davon die Tische, geradeaus lief man in den Flur zu den Zimmern hoch. Neben der Flurtreppe befanden sich sein Büro, die Küche und eine Toilette.

Die Fassade des schmalen dreistöckigen Hauses hätte einen Anstrich gebraucht; er hatte das Geld, aber er wollte es nicht für eine Renovierung ausgeben, obwohl er keine andere Verwendung dafür hatte. Er reiste nicht gern und brauchte auch sonst nicht viel, außer für seinen hochgerüsteten Computer. Die Jagdhütte im Sauerland an dem Forellenteich hatte er vor einem Jahr bar bezahlt. Er hielt sich nur ungern zu Hause auf; deshalb war er froh gewesen, als sich die Gelegenheit zum Kauf der Hütte bot. Dort draußen hatte er auch die Idee mit den Webcams gehabt. Mittlerweile hatte er in der Fußgängerzone am Westenhellweg zwei davon gekauft und wartete auf eine Gelegenheit, sie zu installieren.

Im Hochsommer war er manchmal abends spät noch rausgefahren; wenn der Berufsverkehr vorbei war, brauchte er knapp vierzig Minuten. Er holte ein, zwei Forellen aus dem Teich und legte sie auf den Grill. Er

hing am Wasser seinen Gedanken nach und zögerte die Rückfahrt hinaus. Er hatte immer weniger Lust, sich zu seiner Mutter zu setzen. Sie hockte ja ohnehin ständig vor dem Fernseher. Tagaus, tagein geschlossene Fenster; gelber Urindunst trieb wie eine giftige Wolke im Raum. Und wenn sie den Mund aufmachte, weil sie geruhte, seine Gegenwart zur Kenntnis zu nehmen, lief das im Wesentlichen auf Affronts und die ewig gleichen Beleidigungen heraus.

Es gab dort unterm Dach nur dieses geräumige Zimmer, in dem sich eine ramponierte Küchenzeile und ein Esstisch mit sechs Stühlen befanden, und wo auch der Fernseher und Veras Ohrensessel standen. Dann gab es ihr Schlafzimmer. Und sein eigenes Zimmer. Früher war es das Schlafzimmer von Onkel Jan und seiner früh verstorbenen Frau Marie gewesen. Er, Marek, hatte nie viel besessen: Erst als das mit den Computern aufkam, brauchte er Geld für sich. In Onkel Jans Zimmer hatte er fast nichts verändert. Sogar die alten Springrollos taten noch ihren Dienst.

[...]

»Trotzdem, bleiben S-sie einfach«, meinte er. Sein unerklärlicher Schwächeanfall gehörte der Vergangenheit an, er fühlte sich wieder stark; eben hatte sie die Hand auf seine gelegt, sie war besorgt um ihn gewesen, sie mochte ihn doch, und er würde diese Frau nun erobern. Er schob den Teller zur Seite und stellte mit spitzen Fingern den kleineren darauf: Den Salat hatte er nicht angerührt.

»Was erwartet S-sie d-denn zu Hause? Ich könnte Ihr Reiseführer sein. D-das Ruhrgebiet ist schön. Und ich kann Ihnen auch d-das S-sauerland zeigen, meine Jagdhütte, man kann d-dort prima wandern. Oder wir können Forellen grillen, gleich an d-der Hütte, d-da ist ein Teich.« Er wischte unauffällig unter dem Tisch die Handflächen

an den Hosenbeinen trocken. Er machte eine Pause, sah an ihr vorbei. Er nahm all seinen Mut zusammen.

»S-sie wohnen natürlich kostenlos, ist ja klar!«

Sie zog ihre Hand zurück, schob mit einer entschiedenen Geste seinen breiten Handrücken von sich weg. »Be-daure«, sagte sie mit belegter Stimme, kaum in der Lage, ihre Enttäuschung zu verbergen, ihre grenzenlose Verblüffung. »Ich muss natürlich zurück.«

Er erstarrte.

Stirnrunzeln, Arbeit der Muskeln unter dem Fett der Wangenpolster, er rieb sich angestrengt die Augen. Dann rückte er mit einer knappen Bewegung seinen Stuhl nach hinten. Sie sah, wie er an den Tresen lief und erregt mit dem Ober sprach, sein Rücken zuckte, seine Hände zerhackten die Luft wie Krummdolche, bevor er schließlich in seine Gesäßtasche griff.

In diesem Augenblick begriff sie, dass er das Lokal gleich ohne sie verlassen würde; sie war fassungslos und gleichzeitig interessiert an diesem bizarren Drama, in dem sie so unfreiwillig Mitspielerin war.

Dann war er im Drehkreuz der Tür verschwunden. Die Bedienung, die ihnen den Salat gebracht hatte, kam mit einem verlegenen Gesichtsausdruck auf sie zu. Sie legte eine Rechnung vor sie hin. »Der Herr sagt, Sie zahlen selbst«, sagte die Frau. Sie räusperte sich und legte die Lasche ihrer Lederbörse nach hinten.

»Sie zahlen bar?«

Sie nahm den Weg durch die Fußgängerzone Richtung Rheinische Straße und ein Stück durch den Westpark, in dem wieder Frisbeespieler unterwegs waren und joggende junge Frauen mit den ehrgeizig angewinkelten Unterarmen. Dann lag sie endlich auf dem Bett, heilfroh, dass sie schon gestern die Rechnung beglichen hatte. Sie zappte sich durch die Fernsehprogramme, landete bei einem alten Tatort mit Manfred Krug. Der Sohn ihrer Bekannten würde morgen sehr früh vor dem

Haus stehen, um sie mit nach Hannover zu nehmen, noch vor dem offiziellen Frühstücksbeginn.

Marek war noch einmal in die die Hütte gefahren – viel zu schnell, überreizt und gedemütigt, er wusste, dass er bei dem Tempo geblitzt werden würde, aber das war ihm egal. Sollten sie ihn doch blitzen, er hatte heute Abend einiges an Geld gespart. Für ein Knöllchen würde es allemal reichen. Er lachte wütend und trat das Gaspedal weiter durch, bevor er, müde von seinem Zorn, auf Tempo achtzig zurückging.

Beim Fahren dachte er darüber nach, dass er nicht einmal den Namen der Frau kannte, die morgen in aller Herrgottsfrühe aus seiner Pension und aus seinem Leben wieder verschwunden sein würde. Er hätte sie eben schlagen können, aber er würde sie vermissen: die lebhaften Augen, den kleinen pastellfarbenen Mund. Sie war eine Frau, bei der er wieder Sehnsucht gespürt hatte, dieses schmerzhaft febrile Verlangen.

Er passierte die Stelle, wo er die Ricke ins Unterholz gezogen hatte, er erkannte den Ort an dem Steinhaufen gegenüber und vermied es, nach rechts zu gucken. Er hatte nie eine längere Beziehung gehabt, aber eine Zeit lang hatte er ein paar Frauen aus den Häusern in der Linienstraße näher gekannt. Er war Stammkunde dort gewesen und hatte eine Unmenge an Geld dort gelassen.

Auf eine bestimmte Art hatte es etwas Behagliches gehabt, Stammkunde zu sein. Man kannte sich, erzählte das eine oder andere. Nach dieser dummen Sache damals ging er allerdings nicht mehr dorthin, und dann waren die Frauen, die oben in der Nordstadt standen, auch billiger. Er grinste: und williger auch. Ohne Kondom war überhaupt kein Problem, aber so dumm war er natürlich nicht. Vor ein paar Wochen hatte er mit ein paar flüchtigen Bekannten im Westpark an der Boulebahn ein paar Bier getrunken. Irgendwie war er danach mit dem Taxi an der

Bornstraße gelandet, eine dreckige Absteige, ein junges Anna-Gesicht, ein Streit vielleicht, er konnte sich nicht mehr genau erinnern. Rote Lippen, Keuchen, verkrampte Hände, der hochgereckte Hals, die Sehnen zum Zerreißen gespannt. Ein paar Tage darauf hatte er ihr Gesicht in der Zeitung gesehen; sie kam aus Bulgarien, sie war erst siebzehn gewesen. Sie war ermordet worden.

Aber das hatte nichts mit ihm zu tun.

Die Freier hatten sich bei ihr die Klinke in die Hand gegeben. Er hatte die Zeitung zusammengefaltet und unter den Stapel von Altpapier geschoben.

Doch nicht an sie denken war einfacher gesagt, als getan. Die Bulgarin hatte Erinnerungen an Anna in ihm wachgerufen. Seine Träume marterten ihn wieder mehr. Nachts waberten die alten Bilder wie giftiger Nebel durch sein Bewusstsein, und die Kränkungen seiner Jugend lagen ihm bitter wie Galle auf der Zunge. Es stimmte, was schon die Alten damals in Prag immer behauptet hatten: Je älter man wurde, umso näher rückte einem die Vergangenheit.

Zwischen ihm und Welt war kaum mehr ein Filter. Es war schwer, das auszuhalten. Es würde auch schwer sein, die Last der Sehnsucht zu tragen, die die Begegnung mit dieser Frau aus Hannover in ihm geweckt hatte, diese erbitterte Gier nach Wärme. In den Nächten lange nebulöse Traumintervalle, Gedanken an Anna, lockiges Haar, die feinen Härchen auf ihren Armen, das Stirnrinzeln, wenn sie neben ihm sitzend etwas im Mathematikbuch nachschlug. Ihr blaues Lächeln, wenn es ihm gelungen war, ihr etwas plausibel zu machen, von dem sie verzweifelt und theatralisch behauptet hatte, es niemals verstehen zu können. Ein einziger Kuss von ihr, als sie die Arbeit bestanden und die Versetzung geschafft hatte. All das hatte er wie Gott ausgelöscht, damals mit siebzehn in Prag.

Die Zeit reißt den Rachen auf

Asesino

Die Wolkendecke Bollwerk Schicht
um Schicht ohne Regung. Kein Wind auf
dem Grill knistert die Haut der Dorade
die Schuppen gezackt wie das Bergmassiv.
Unten reiten Kronen aus Salzschaum
schneeweiße Wellen Krebse mühen sich
steifbeinig im Lavagestein. Alte Königswege
im Berg von Sklaven erbaut unter Spaniens Krone
Gäste der Insel auf ihrer Wanderung.
Der Klang einer Glocke perlt über Ziegeldächer
später am Abend die Bodega am Platz
an jedem Baumstamm das Bildnis des Jungen
sein brauner Blick das weiße Lachen der Zähne
Asesino! Mörder! steht unter dem Bildnis des
Jungen dem Lächeln die Farben verblichen das ganze Dorf
die Schockstarre gelöst. Asesino – der Abendhimmel
franst aus. Er war ein Kind und hinter das Flattern
der Augenlider legt sich kratzend das Rot des Himmels und später
der Brand am Höhenweg das Prasseln der Glut wie
Wasser und Feuer flutet die Hänge voller Häuser
sie fliehen in ihren Pickups mit den Tieren und denen
die zu Fuß sind und ganz ohne Geld.

Marriott. Notstrom

Umstellt. Der Kongress der schwarzen Frauen
läuft seit Tagen mit Notstromaggregat vor
dem Marriott auf der Verkehrsinsel das
Camp der Weißen Gerechten. Gewehre
Knattern der Zelte im Foyer streunt
der Fuchs durch das stete Rieseln der Zeit
im Wanken des Wolkenkratzers bauschen
sich unter den Decken der Luxussuiten
Spinnenweben wie Wäsche im Wind.
Der Fuchs streift durch die Flure unterm Rotfell
die stille Wucht seines Pulsschlags draußen
entsichern mit großer Geste die Gerechten
die Gewehre richten sie auf die träge
Automatik der Schwingtür von ferne
Kreischen. Sirenen das Hasten der Spinnenleiber
ein Falke setzt zum Sprung auf den Sendemast an.
In der höchsten Etage ein Wimmern eine Frau
im Blut ihrer Fehlgeburt und unten sind sie
sind jetzt im Haus mit ihrer Gerechtigkeit
und ihren Gewehren der Fuchs
überwacht das Flackern des Monitors und
das letzte Röcheln in der Kehle des Rezeptionisten.

Silvester. Nachts

Fast Mitternacht zur Jahreswende
schauert Regen aus buntem Licht
schäumt mein Blut in einer Zentrifuge
aus Gold tausend Tropfen Kinderfüße
scharren scheu auf Dielen Gesichter
flach wie Lampions im Nebel
der Raketen wir steigen mit
schwerem Atem weiter und dann:
ist es zwölf. Sankt Reinoldi wankt
unter der Wucht des Glockenschlagens
der Markt weit unten im Jubel aus
wollenem Handschuh schießen
bunte Nägel wie Spargel all
das Blinken der Smartphones die
Rufe das Lachen die Wünsche in jeder
Zelle ein Zittern Erschüttern das Staunen der
Himmel ein Kaleidoskop und
in den Wimpern klumpen Tropfen
aus Eis. Im Kirchenschiff unten
die Klappe. Da wurde den
Pestkranken Suppe gereicht
ins Gotteshaus
durften sie nicht.

Mutter Erde

Die Zeit reißt den Rachen auf
schluckt Sterne Wellen stellen
das Funkeln ein nichts schwappt mehr
glitscht und gurgelt kein schweres Meer
mehr der Schlick tot wie Staub im All
nur noch der matte Strahl der Sonne
kühl wie flüchtiges Lächeln.
Auf dem Mars liegen die letzten Siedler
stöhnend unter der Pandemie.

Scheiterhaufen

Sie treiben auf Eisschollen aneinander vorbei
Insel um Insel zum rettenden Festland während
ihr Leben unter den blutenden Fußsohlen schmilzt.

Im Hafen dampft ihr Blut rote Blumen
in den nassen Asphalt mischt sich Luft mit
dem Dunst heißer Butter am Herd
stehen die Großmütter rösten Zwiebeln und
schichten Kruzifixe zu Scheiterhaufen: Sie
erschlagen die Fremden die nackt um ein Lächeln
bitten die Skrupel streichen sie mit knotigen Fingern
am steifen Brokat der Vorhänge ab.

Damals war Krieg

Unsere Koffer sind ramponiert
randvoll mit dem Schweigen der Mütter
in den staubigen Winkeln der Kirche
zucken im Flammenspiel gemartert
die Helden und Heilige haben den Einschlag
der Bomben gehört dem federnden
Schritt der Katzen gelauscht die sich
durch Hunger wühlten wie wir
uns durch unsere Träume;
in jeder Sekunde beginnt die Lüge
neu nach der Reue im Kirchenschiff
treiben wir durch unsere Hitze und
durch die taunassen Streuobstwiesen der Angst.
In der Küche hebt der Onkel ein Fuchsgesicht
aus den Händen taucht aus dem dunklen
Groll der Erinnerung auf. Schwarz unter
den Nägeln die Knöchel weiß wie Kalk.
Mutter macht Kaffee mahlt Bohnen
Der alten Hündin fallen die Schritte schwer.

Du atmest so leise nachts dann muss ich dich wecken.

Auf dünnem Seil

Dunkle Amselkörper fallen vom Himmel wie
Fliegerbomben aus einem Flugzeugbauch schlagen
in Höfe ein in Gärten kein Mensch mehr sieht
hin im Sommer waren es Spatzen.
Ein neuer Baustein der Apokalypse
mehr nicht die Kehrer fegen und säubern
die Straßen die Autobahnkreisel Balkone
nicht einmal nachts unter der Decke
aus Daunen gibt es Haftaufschub oder
am Ende: Verschonung.

Nachts wird die Geschichte weitererzählt
wenn du das Fühlen von der Leine
lässt von Schmerz von Gewalt unterm
Lebendrupf wirst du erfrieren dein Zittern
wird dich die Nacht entlang tragen
auf dünnem Seil zwischen den Türmen
der Stadt dein Zittern wie Espenlaub
spät im Herbst so sagen es die Geschichten
da trugen die Bäume noch Laub
flirrte das Blatt bunt unter dem
roten Tanz der Sonne.

Endlager am Morgen

Die Flanken des Hafingers beben nach Zucker
ein Wiehern über den Nebelwiesen
die Mähne glatt wie Gardinenfäden
unter der ordnenden Hand.
Am Draht zittern Strähnen
des gelben Schweißs triefen
Tropfen drüben am Wald das Camp:
Aktion gegen das Lager im Salz
und gegen gefährliche Frachten.

Hinter den Ställen schreit
die Katze baden sich Spatzen
balgend im Sand. Morgenrot wandert.
Die greise Ratte wartet mit zitternden Muskeln
unter der Birkenwurzel die Scheunen gefüllt
bis zum Dach fürs erst dann keine Not und doch
nistet die Angst hinter den Stores dem
glatten Fensterglas dunkel zwischen
dem stumpfen Rot der Ziegel.

Nachtkinder in hohen Hüten

Da liegen sie und täuschen
sich's vor; sie seien im
Schlaf schon versunken im
Heben des Brustkorbs und Senken
dem Flattern der Unwucht des Pulses.

Die Häuser sind nicht
unterkellert hier über jedem
steht am First der Mond
wie der helle Leib eines Vogels.

Am Straßenrand stehn
die Nachtkinder Spalier.
Schaun hoch. Die Haut
der hohen Hüte flattert rot im Wind
im Fenster am Kirchplatz
hält der Kaplan die schlanken Finger
ganz im Geheimen warm zwinkert
Kristalle unter dem Glanz
der gelben Lidwimpern fort.

Denken an Knaben

Die Beine gespreizt unterm Samt dem Brokat
im Chorgestühl schwitzt der Klerus verdaut
den Leib des Herrn
denkt an Knaben.
Pralle Hoden
treffen auf weiche Hände Altersflecken
die heimlich mit weichen Zipfeln
schäkern Vorfriede auf glatte
Delphinhaut aufs Knabenfleisch
auf leise Unterwasserschreie im
Weihrauchduft der Sakristei
hinterm Altar.

Herrgott das Schweigen das Schweigen
sagt man ist die Siegerin der Lüge
die Reproduktion der Samen so
dauerhaft wie die klebrige Macht
des Geldes doch gibt es Eventkirchen
heute da tanzen Jungs an der
Stange. Da kaufst du Lonsdale und Esprit.
Da hängt der Herr
am Kreuz.

Oktober an der Kieler Förde

Wir laufen barfuß
durch die Straßen unsere
Taschen voll mit
erfüllten Wünschen wir
sehnen dem Verglühen der Blätter zu.

Die Sonne schüttet Sommer aus
Abendgold wir umarmen
die Platanen am Weg durchschreiten
mit hellen Pupillen das Funkeln
der Allee den Glanz der Stämme.
Das harte Rascheln gefallenen Laubs.

Jubel Schreie steigen wie Pfeile
ins herbstgläserne Himmelsblau
bläht sich ein Kondensstreifen.
Ein Kampffjet rast Richtung Küste.
Ein Wind
aus West warm
wie der Kuss die Umarmung.

Keine Absichten mehr

Wir haben die Kälte der Meerestiefen
geschmeckt die Häute der Fische
in silberne Rahmen gespannt.
Die Sendemasten haben wir
in Brand gesprengt unsere
Schreie haben wir in den Sturm genagelt
der wie ein hungriger Hund im Flug
die geschwollenen Läufe setzte
wie ein Skiläufer den Fuß in die Loipe.

Niemand kann uns erzählen
Wie man mit Schuld überlebt.

Mit geschlossenen Lidern
essen wir schwarze Oliven.
Wir haben keine Absichten mehr.

Die Neige des Sommers

Durch königsblauen Himmel
reiten schneeweiß Flocken
hochkant auf Cumuluswolken treibt
Sonnenglitzern wir streichen
das Haus der Bienen mit frischem Kalk.

Der Königin bereiten wir ihr Bett
aus feurigem Mohn dem
verblichenen Samt der Rosen die plaudernd
welken im leisen Wind derweil die Welt
im Strudel sich dreht
tauchen wir Zucchinsplitter in siedendes Öl und
rupfen lächelnd die Dolden der winzigen Beeren.

Der Wein steht bereit wir haben
die Flugblätter abgeworfen die Gewehre
geladen für den Fall kommt lasst uns
die Neige des Sommers
noch kosten und Pläne
schmieden
fürs Danach.

Wo immer Antwort kam

Lodern der Sonne und in den Kelchen
der Tulpen der Tau.
Am Boden rostet das Schwarzkraut
am Wegrand verbrennen die Körper
zu Glutnestern wir zählen die Tage
nicht bis der Geruch Erinnerung ist
die wir mit unserem Herzblut übermalen wir
sehen den Regenbogen als um uns herum
die dampfenden Äcker beben, oh nein!, wir werden
nicht tiefer wurzeln
wir werden wie Moose
sein auf Felsen auf Stein bereit
für den Ruf neuer Fluchten.

Am Ende vielleicht.
Wenn die Sterne blasser werden
der Tau mit dem Regen paktiert
das Sehnen dunkler schmerzt
trocken wie eine alte Wunde
treiben wir Nacht für Nacht
Nägel aus Silber ins Beiboot
für die Überfahrt ins Dorf
wo immer Antwort
kam wo der Hund immer
anschluss wo
das Rauschen des Regens
klang wie das schwere Flappen
der Möwenschwingen damals
unten am Haff.

Hier und dort

Alles passt!

Heimat ist, was früher war, ist der Stallgeruch der Kinderstube. Heimat ist in der Chronologie eines Menschenlebens vielleicht gar nicht so sehr Ort, als vielmehr das Erinnern an diesen Ort und ein Damals: Die Zeit, in der man Kindheit erlebte, die Zeit der Eroberung der eigenen kleinen, großen Welt. Heimat ist sich erinnern an: Gerüche und Lieder. An Menschen und ihre Art zu reden. An erste Gebete zu einem Gott. Das Quietschen von Kreide auf Schultafeln. Erste Tragödien, erste Lieben. An Landschaften auch, Häuserschluchten vielleicht. Oder Fachwerkidyllen. An Spätzle, Spitzkohl, Heringsstipp. An gute Zeiten. Schlechte Zeiten. Und immer auch an den Verlust.

In Oberhausen, im westlichen, rheinischen Teil der Metropole Ruhr, hat acht Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg meine Wiege gestanden, und hier im Ruhrgebiet begann für mich die Entdeckung der Welt. Hier sind meine Wurzeln. Hier wurden mir die Grundfertigkeiten beigebracht: Laufen, lesen. Sprechen, schreiben. Mit Messer und Gabel essen. Hier habe ich von meinem ersten Taschengeld an der Bude um die Ecke eine Tüte Pfefferminzbruch gekauft. Hier habe ich mein erstes Fünf-Freunde-Buch gelesen. Und hinter dem Schreibtisch meines Vaters die erste Ernte 23 geraucht. Hier habe ich als 14-Jährige am Bett meiner sterbenden Großmutter gesessen und ihr gelauscht, als sie, die knotigen Hände irrlichternd auf dem Bettüberwurf, von Pferdeschlitten im Schnee fantasierte und dem furchtbaren Tod ihres Sohnes im Krieg. Und hier stand das prachtvolle Jugendstilhaus, das mehr als alles andere auf der Welt für mich Heimat und dessen Verlust für mich eine der großen Tragödien in meinem Leben war.

Delfter Kacheln im Treppenhaus, das wuchtige geschnitzte Eichengeländer, blank poliert von den Hosenböden zahlreicher Kinder, Butzenscheiben, durch die auf dem Rücken von Staubbahnen eine bunte Sonne fiel. Große Räume mit hohen Fensterflügeln, Parkettböden, das Klavier in der Ecke, auf dem ich bei Familienfesten notdürftig durch irgendeinen Notenschungel stolperte. Ich liebte jeden Winkel dieses Hauses, das nach dem Tod meiner Großmutter veräußert werden musste, was für mich gewaltig und erschütternd war. Schon möglich, dass nachfolgendes Nomadenleben als Folge davon interpretiert werden kann.

Erst mit meiner Rückkehr nach über vierzig Jahren ist das Ruhrgebiet für mich Heimat im Sinn von Aufgehobensein, ein Zuhause, das durch die lange Abwesenheit an Wert gewonnen hat. Diese späte Liebe entstand in der Distanz und ist vielleicht anders als das Gefühl derer, die es nie von hier fortgetrieben hat. Ich liebe das Ruhrgebiet mit dem Selbst-Bewusstsein eines Menschen, der die Wahl hatte, der diesen Ort als Heimat erwählt hat – und eben keinen anderen. Der Ruhrpott und ich, das passt! Hier bin ich richtig und habe als Grundausstattung das im Gepäck, was man den Leuten hier gerne zuschreibt – hart aber herzlich, seien sie, und ausgestattet mit dem sehr direkten Charme der »Ruhris«, die Arroganz, Herrschaftsdenken und Dünkel nicht mögen. Zufall vielleicht. Vielleicht aber auch Ergebnis von Sozialisation im Sinn einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung: So sind wir eben!

Meine Heimatstadt Oberhausen, eine Stadt, die sich Wiege der Ruhrindustrie nennt und die es erst seit anno 1874 gibt, wollte ich sofort nach dem Abitur verlassen, dringend, ohne Wenn und Aber. Denn das, was ich heute mit Überzeugung Heimat nenne, war für mich

früher: Enge, Spießigkeit, Trostlosigkeit, dunkler Katholizismus. Nach der Schule 1972 zog ich sofort weg, zögerlich erst, in kleinen Schritten und noch nicht so ganz flügge: Erst Essen, dann Aachen. Im vierten Semester nahm ich mein Studium in Marburg auf.

Ich weiß noch wie gestern, was meinen Entschluss, ausgerechnet nach Hessen zu gehen, beeinflusst hat. Im Grunde wieder ein Gefühl von Erinnern, an eine Art Heimat aus zweiter Hand. Ich wählte die Stadt, aus der der Vater meiner Mutter kam: Marburg an der Lahn. Mein Großvater kam nicht direkt aus der Stadt, aber aus einem winzigen Dorf gleich nebenan, das fast den gleichen Namen trägt: Mardorf. Von dort lief er, eines von zehn Kindern einer mittellosen Bauernfamilie, der Legende nach zu Fuß ins Ruhrgebiet, um dort eine Maurerlehre zu beginnen.

Marburg also. Eine alte Frau, die im Krieg als Versorgerin der Familie meiner Eltern eine Rolle gespielt hatte – man hielt sich auf dem vergleichsweise sicheren Land im Hessischen häufiger auf und brachte von dort Lebensmittel mit nach Hause zurück – diese alte Frau also, die weitläufig zur Familie gehörte, nahm mich die ersten Wochen bei sich auf. So hatte ich Zeit, mir ein Zimmer zu suchen. Die Frau blieb mir fremd, so wie mir alles hier immer ein bisschen fremd blieb, obwohl ich es auch liebte: Dieser weiche Dialekt, der den Konsonanten die Schärfe nimmt, die romantische beschauliche Hügelandschaft, die adrette Fachwerkarchitektur. Ein Bild meiner Großeltern aus Oberhausen stand auf einer Anrichte in der guten Stube, und in den Gesichtern mancher Frauen im Dorf erkannte ich meine Tanten wieder und meine Mutter.

Dennoch waren Marburg, später Gießen, Friedberg oder das hessische Schwalmstadt nie das, was ich Heimat nannte; heimisch bin ich dort nicht geworden. Dabei ist es schön dort im Hessenland: Die Dörfer und Städte sind Kleinode, und im Frühjahr explodiert die Natur mit einer solch überbordenden Wucht, dass eine wehmütige Melancholie das Herz schneller schlagen lässt. Und doch – irgendwann waren die Dörfer und Städte zu schön, die Landschaften zu lieblich. Irgendwann kam mir das alles vor wie ein Freilichtmuseum, auf dessen Bühne ich eine Rolle spielte, die mit mir selbst nichts mehr zu tun hatte.

Ich war wieder rastlos. Wieder nicht angekommen. Ich musste weg, weitersuchen. Das Haus mit den Butzenscheiben, der bunten Sonne und den Delfter Kacheln gab es nicht mehr. Was genau also hoffte ich zu finden, und wo? Heimat vielleicht nur als Wunschtraum? Als Utopie?

Ich kam nach Hamburg, ein Zufall. Klar war nur, es sollte eine Großstadt sein. Möglichst groß nach all der Lieblichkeit. Möglichst laut, möglichst aufregend. Auch dreckig, egal, nur keine Puppenstube mehr. Es hätte Berlin werden sollen oder Frankfurt am Main, das waren meine Wunschkandidaten. Aber dann wurde es eben die Stadt, die sich selbstverliebt »Tor zur Welt« nennt, und deren Image als Hafenstadt, als Drehkreuz von Sehnsucht, es – auch mir – erlaubte, Heimatlosigkeit als sentimentalen Dauerzustand zu etablieren.

Doch dann geschah gänzlich unerwartet das Wunder: Im meinem fünften Jahr in Hamburg fuhr ich nach längerer Abwesenheit die A 7 hoch, sah rechts die Kirche des untergegangenen Fischerdorfes Altenwerder und links die bombastischen Hafenkräne und riesigen Pötte. Und da war es plötzlich, dieses Herzklopfen. Ich war zurück, und

ich war glücklich, zurück zu sein. Wahlheimat. Von da an war ich in Hamburg zu Hause.

Hamburg ist ein Dorf, sagen viele, die dort leben, und in der Tat ist Hamburg eine überschaubare Stadt, mit einem, im Gegensatz zu Berlin und der Metropole Ruhr, sehr klar definierten Zentrum und verschiedenen Stadtteilen, die, mal bürgerlich, mal studentisch, mal eher mondän, in sich relativ geschlossene Zirkel bilden. Im Zentrum der Stadt nicht weit vom Hauptbahnhof liegt die Alster. Wasser macht die Schönheit und den Reiz Hamburgs zu einem guten Teil aus; eine Kanal- oder Fleetfahrt ist ein Muss, wenn man die Stadt besucht.

Ich hatte das Glück, die letzten sechs Jahre in St. Georg zu leben, einen Steinwurf von der Alster entfernt. Wann immer ich mit dem Rad über die Kennedy-Brücke fuhr, von der aus ich einen Blick über die Binnenalster mit Rathaus, Michel und der Ruine von St. Nikolai und – rechts – über das weite Wasser hatte, empfand ich ein reines und tiefes Gefühl von Glück, das sich in all den Jahren nie abnutzte. Wenn es früh an einem hitzigen Sommertag noch dunstig war und die ersten weißen Segel geräuschlos über das Wasser glitten, fühlte ich eine große und wunschlose Dankbarkeit, inmitten dieser Schönheit ganz einfach auf der Welt zu sein. Heimat als Zustand – und in solchen Momenten schmerzte selbst frühe Verlusterfahrung nicht mehr.

Wo auch immer ich lebte: Mehrmals im Jahr hat es mich ins Ruhrgebiet zurückgezogen. Hier gab es noch Familie und eine Freundin aus Kindertagen, gelegentlich auch Klassentreffen. Wenn ich schon da war, war ich immer auch auf der Suche nach meiner verlorenen Zeit. Nach den Tagen, wenn wir Kinder, meine Schwester, mein Bruder und meine Kusins und Kusinen, im Garten

herumtobten, nackte Spatzenkinder begruben, die aus dem Nest gefallen waren. Nach den Sommertagen hinter dem Haus, wenn die Sonne durch die riesigen alten Kastanien fiel, und meine Großmutter nach der Sonntagsmesse die Onkel und Tanten zu einem Frühschoppen empfing. Nach den Rollschuhrennen auf der Straße. Dem Sausen der Eisenräder über den Asphalt.

Atem anhalten in den Ruinen stillgelegter Zechen.

Manchmal, wenn mich bei solchen Besuchen die Wehmut packte, setzte ich mich an den Kanal unweit von Schloss und Kaisergarten. Dann dachte ich daran, wie ich hier den Weltschmerz der Vierzehn- oder Fünfzehnjährigen gepflegt hatte. Und kostete Erinnerungen lange und genüsslich aus, so wie ganz früher die Sterne aus Salmiakpastillen, die wir uns mit Spucke auf die Handrücken geklebt und genießerisch abgeschleckt hatten.

Und dann die Marktstraße, die Haupteinkaufsstraße der Stadt! Ein Mekka bei jedem Besuch. Gekauft habe ich selten etwas; ich stromerte durch die kleinen Läden und großen Geschäfte, alle Sinne geschärft, mit neugierigen und, ja, auch sehnsüchtigen Augen und Ohren. Am meisten habe ich die Gespräche zwischen den Verkäuferinnen und der Kundschaft im Kaufhof geliebt. Ich lungerte mit Mitte zwanzig in einem alten US-Parka, dreckigen halbhohen Schnürschuhen und außerordentlich orangefarbenen Haaren wahlweise in der Schmuck- und Parfümabteilung oder bei den Miederwaren herum und war hingerissen, wenn blondierte Mittfünfzigerinnen in teuren Blusen quer durch den Saal zu einer Kollegin herüberbrüllten: Frau Overkamp, gezz hömma, wat sachse, kostet dat Teil hier vorne anne Rolltreppe? Ist heute Sonderangebot. – Wat sachse? – Dann lauf ma wacker rüber und frach den Dietma, der weiß sowat immer!

Ich starb vor Entzücken – wobei der Auslöser nur bedingt der Ort war. Auslöser waren die Sprache und die Leute, die sie benutzten. Und dabei diese ungemein charmante Widersprüchlichkeit verkörperten, die den Reiz der Ruhris von jeher ausmacht: Alles passt, weil eigentlich nichts passt!

Zurück nach Hamburg. Ein Stück weiter die Elbe hoch Richtung Wedel liegt das Willkommhöft – eine Schiffsbegrüßungsanlage, wo, wie der Name sagt, die Schiffe begrüßt oder verabschiedet werden, die in den Hamburger Hafen ein- oder auslaufen. Das Ganze läuft seit Jahr und Tag nach den immer gleichen Regeln ab: Ein Pott kommt oder geht, es wird die jeweilige Landesflagge gehisst und je nach Nationalität wird von einem mächtig scheppernden Band die dazugehörige Hymne gespielt. Es werden zudem Informationen gegeben: Baujahr, Herkunftswerft, Bruttoregister-tonnen und dergleichen.

Das Café des Willkommhöft ist bei Einheimischen und Touristen gleichermaßen beliebt, man sitzt dort und trinkt ein Bier oder einen Kaffee und guckt den Schiffen zu, die in stetem Wechsel ein- oder auslaufen. Bei der deutschen Nationalhymne werden gerne auch alte Hautdegen weich. Ich habe dort schon Herren in ihren Erdbeer-kuchen weinen sehen, denen man feuchte Augen nicht einmal am Grab ihrer Mutter zutrauen würde. Fraglos wurden sie von Heimatgefühl überwältigt – einem Gefühl jenseits der engen Grenzen von Geburtsort und Sozialisation – das sich auf Deutschland insgesamt bezog. Diese Art von Heimatgefühl ist, wie hinlänglich bekannt, anfällig für Missbrauch und kann gefährlich werden. Es ist auch bekannt, wohin das führen kann – überall auf der Welt. Aber: Wir alle sind Ausländer. Fast überall. Wer diesen Spruch verstanden hat, weiß, wie absurd Kirchturmdenken ist. Und wie fragwürdig Ge-

fühlsduselei. Dass in meinem Fall der Ort, wo ich nach einer langen Odyssee nun wieder angekommen bin, mit dem Ort von Kindheit und Jugend identisch ist, ist Zufall. Es hätte Hamburg bleiben können, vielleicht; vielleicht – wahrscheinlicher – wäre es dann doch noch einmal Berlin geworden, eine Stadt, in der die Menschen mir so vertraut vorkommen, weil sie so ähnlich »ticken« wie die Menschen in der Metropole Ruhr.

Die WAZ – Westdeutsche Allgemeine Zeitung – titelte im März 2010: »Liberale Moslems formieren sich«. Lamy Kaddor, Islamkunde-Lehrerin aus dem Ruhrgebiet, die auch als Buchautorin (zuletzt mit: »Muslimisch, weiblich, deutsch!«) von sich reden machte, hatte, wie man im Ruhrgebiet sagt, den Kaffee auf. Von den bekannten Islamverbänden fühlte sie sich ausdrücklich nicht vertreten und wollte einen neuen Dialog begründen. »Wir sind«, wurde sie zitiert, »eindeutig in Deutschland verortet, es gibt kein weiteres Land, in dem wir uns heimisch fühlen.«

Wissen wir, dass uns Lamy Kaddor ein Kompliment damit gemacht hat? Verortung ist nichts anderes als Heimat, und Heimat ist dort, wo man richtig ist, wo man »stimmt«. Wo man fühlt, dass man stimmt. Eine Freundin schreibt: »Manchmal breitet sich in mir ein großes, beschützendes Nichts aus, und dann weiß ich, ich bin auf der Welt zu Hause.« Schutz, Sicherheit, Geborgenheit – das alles ist Heimat auch. Der Berliner Schriftstellerin Nelly Sachs, die als Jüdin noch im Mai 1940 dem Holocaust knapp entkommen und nach Schweden fliehen konnte, wurde 1966 der Literatur-Nobelpreis verliehen. In ihrer auf Deutsch gehaltenen Dankesrede zitierte sie aus einem ihrer Gedichte:

An Stelle von Heimat
halte ich die Verwandlungen der Welt –

Heimat im Sinne von Aufgehobensein, Heimat als Ort, als Hort von Sicherheit gab es für Nelly Sachs nach der Vertreibung nicht mehr. Vielleicht würde ihr Trost spenden, was im Frühjahr 2010 die kanadische Schriftstellerin Margaret Atwood sagte, der in Dortmund der Nelly-Sachs-Preis verliehen wurde. In ihrer Dankesrede verwies Atwood auf die herausragende Bedeutung von Nelly Sachs. Sie verstehe den Preis wie eine Fackel, die nun sie selbst für zwei Jahre tragen und deren Licht sie im Sinne der Dichterin zum Leuchten bringen werde. Auch das kann Heimat im Sinne von Behausung schaffen sein – das Licht einer Fackel weltweit weitertragen als Symbol von Sinnstiftung und globaler Identität.

Nachtrag:

Meine neue Wohnung in Dortmund: Jugendstilfassade. Ein altes Treppengeländer. Keine Butzenscheiben, aber Sonne, die auf Staubbahnen durch hohe alte Fenster ins große Zimmer fällt. Ein Gefühl von Glück beim Aufwachen am Morgen. Von Erkennen. Von Heimat.

(Dortmund 2010)

Knappenberg

Der Knappenberg ist der Berg ihrer Kindheit. Monte Schlacko sagt man zu ihm. Als sie ihn im vergangenen Oktober in ihrer Heimatstadt Oberhausen besucht, liegt er da wie ein gestrandeter Wal. Anfang der 1960er begann sie dort zu spielen, da schien er ihr wie ein schlafender Riese. Es gab Pfade nach oben und junge Birken und ruppige Sträucher. Wildkräuter hatten sich ausgesät, Moose gab es und sperriges Efeu, über das sie und die anderen stolperten, wenn sie sich in aller Eile voreinander versteckten. Von ihren Ersparnissen hatten sie sich Taschenlampen gekauft, in einem Kiosk an der Mülheimer Straße. Die konnte man auf grün und rot stellen und auf Blinklicht, mit dem sie sich vor Feinden warnten – der Bande aus der Straße am Friedhof, die den Monte Schlacko und auch die Henkelmannbrücke für sich haben wollte. Sie kämpften gegeneinander. Sie hatte aus dem Fundus eines Cousins, ein paar Jahre älter als sie, ein Fahrtenmesser bekommen. Es war sehr scharf und steckte in einer Scheide aus hartem, hellem Leder. Sie war stolz drauf und fühlte sich unbesiegbar. Benutzt hat sie es nie.

Schutt und Zementbrocken, Ziegel und Moniereisen waren nach dem Krieg auf den Monte Schlacko verfrachtet worden, dorthin, wo sie jetzt, im Spätherbst, auf gut einhundert Metern über Normalnull in der Oktobersonne stand. Sie hatte davon ihr Leben lang nichts gewusst, erst im vergangenen Jahr zufällig davon erfahren; ihre hilflose Empörung an diesem Tag, die schlaflosen Nächte danach. Das also war der der Berg ihrer Kindertage: ein Schlacke-Abraum-Mix der Zeche Oberhausen und der Gutehoffnungshütte (GHH). Und eine Million Kubikmeter Schutt obendrauf – Trümmer von 10.000 Oberhausener Häusern, die während der Bombardements im Zweiten Weltkrieg in Schutt und Asche gelegt

worden waren. Noch gegen Ende des Kriegs trieb man ein Stollensystem ins innere Mark des Schlackebergs – einen Luftschutzbunker. Auch das hatte sie bisher nicht gewusst. Es gehörte zu dem ungeheuren, monströsen Schweigen der Nachkriegszeit, dass fast alles ungesagt blieb.

Einige aufragende Skulpturen, aus Eisen, aus Stahl, fand sie jetzt vor, Zeichen und Symbole aus Pflastersteinen waren am Berg installiert worden. Industriekultur. Rätselhaft kam sie ihr vor, archaisch. Von dem fünfzehn Meter hohen Aussichtsturm waren Gasometer und Neue Mitte zum Greifen nah. Ein später Schmetterling, ein Admiral, saß auf einem sonnenwarmen Stein. Sie bewunderte seine prägnante Zeichnung, die filigranen Flügel. Seine Unerschrockenheit, als sie die Hand neben ihn legte.

Sie kommt noch einmal zurück, da ist es November; der Tag ist kühl und regnerisch, der Himmel liegt grau wie ein Laken über der Stadt. Es ist kalt geworden, bald beginnt der Advent. Nicht weit von hier, unten in der Schillerstraße, entzündete ihr Vater Jahr für Jahr die erste Kerze am Adventskranz. Kurz vor dem Tod ihrer Großmutter, sie starb 1968, wurden eines Winters plötzlich riesige Mengen an duftenden Orangen in die alte Jugendstilvilla geliefert: »Aus Israel!« wurde geraunt oder stolz verkündet, eine Sensation jedenfalls. Ihre Großmutter schälte sie mit ihrem Kartoffelmesser, das im Lauf der Jahrzehnte dünn wie eine Rasierklinge geworden war. Breitbeinig saß sie abends in ihrem Ohrensessel, das dunkle Kleid über den Knien, eine selbstgestrickte Decke aus hellem Garn; den Teller mit der Orange hatte sie in den Schoß gestellt. Heute lag sie zusammen mit den anderen im Familiengrab. Katholischer Friedhof, Marienfriedhof, nicht weit von hier. Auch der Name ihres so jung gestorbenen Sohnes war dort in Stein gemeißelt; Willi war im Krieg gefallen, in Russland.

Es hatte noch eine Klarinette von Onkel Willi gegeben. Halbherzig hatte sie damals versucht, sie zu spielen, hatte die Lippen nachdenklich um das Mundstück gelegt. Auf einem Foto – wer hatte es gemacht? – war Onkel Willi zu sehen, wie er in dem Wohnzimmer, in dem sie sich selbst später am Klavier versuchte, in einem schweren Sessel saß, eine Zigarette rauchend, sein rechtes Bein über der Lehne, und vergnügt in die Kamera lachte. Komplize. In dieses Gesicht hatte sie sich das erste Mal in ihrem Leben verliebt ... Da vorn, die zwei Türme der Marienkirche. Dort hatte sie genau wie ihr Onkel und die anderen, die Geschwister und all die Kusins und Kusinen, die Erste Heilige Kommunion erhalten. Nachts hatte sie das Foto ans Herz gedrückt; sie hatte es heimlich aus dem Album genommen. Niemand hatte je wieder danach gefragt.

Als sie die Trümmer zum Berg schafften, war sie noch nicht auf der Welt. Sie schütteten den Berg mit Bauschutt und Bildern und zersplitterten Schränken und zerbeulten Töpfen und Steinbrocken und vielleicht auch den Kinderbüchern von jenen zu, die im Schützengraben die Stirn in die schwarze Erde drückten. Und aus denen dann damals das Leben entwich – wie ein Hauch über den Wassern von Rhein und Ruhr.

Regen zwischen Hull und Leeds

Hull? Das sei die kleine Schwester von Leeds, sagte mir neulich jemand. Ob das positiv gemeint war, eher nicht so oder einfach neutral, blieb dabei offen; kleine Schwestern haben jedoch bei den großen ja nicht immer den besten Ruf (und umgekehrt).

Jedenfalls ist Kingston upon Hull, kurz: Hull genannt, mit etwa 250 000 hier lebenden Menschen deutlich kleiner als Leeds, das etwa die Größe Dortmunds hat und die 500 000er Marke längst überschritten. Zwar gibt es in Hull eine Brücke, die einmal als größte Brücke Europas galt, es gibt wunderbare alte Bauwerke, das ehrwürdige Münster und einige Museen von Rang, ansonsten aber nicht sehr viele Superlative, mit denen man sich schmücken und die man der Welt herzeigen kann. Da hat in der Tat Leeds mehr zu bieten, was über die Lebensqualität an sich allerdings rein gar nichts aussagt. Auch die über tausend Jahre alte Reichs- und Hansestadt Dortmund, im letzten Krieg bis auf sieben Prozent durch Fliegerbomben zerstört, hat an Spektakulärem eher wenig zu bieten – und dennoch wird die Stadt geliebt: Sie ist – auch – schön, quirlig, bietet Kultur von internationalem Rang, riesige Parks, einige Schlösser und noch viel mehr und wird von quicklebendigen zugewandten Menschen bewohnt. Hier lässt es sich wunderbar leben.

»Es ist gut, dass Sie gekommen sind«, wird später an diesem Tag Dr. Elizabeth W. Ward in fehler- und beinahe akzentfreiem Deutsch zu mir sagen. »Es ist eine Ehre für die Studierenden.« Die 34-jährige Dozentin an der Universität von Hull schreibt mit drei gehakelten Fingern Anführungszeichen in die Luft und lächelt: »Wir sind hier ja nur in Hull.«

An diesem verregneten Tag in Yorkshire nehme ich von Leeds aus den Zug Richtung Hull. Der Bahnhof ist mit dem Taxi vom IBIS aus gut zu erreichen; der Fahrer hat

einen struppigen langen Bart und die freundlichsten Augen der Welt. Er stammt aus Pakistan. Islamabad sei weit, sagt er; er kann nur alle paar Jahre mal in die alte Heimat reisen. Er lebt gerne in Leeds. Er dirigiert mit einer sparsamen Handbewegung den Peugeot zwischen zwei LKW hindurch. »Good town, good people.« Das Taxifahren in dieser Stadt ist dermaßen billig, dass ich mich frage, wie er mit den Einnahmen überhaupt jemals einen Flug nach Islamabad finanzieren kann. Ich gebe ihm ein großzügiges Trinkgeld und hoffe, dass das andere auch so machen. Seine Augen strahlen wie zwei Wunderkerzen. »Have a good life!«, ruft er mir nach, als ich mit einem Lachen die Tür zuwerfe und noch einmal winke.

Am Bahnhof sind die Zugänge an den Bahnsteigen strikt gesichert. Hier kann niemand einfach so passieren. An den Drehkreuzen stehen Männer und Frauen in Warnwesten und kontrollieren das Procedere: Ohne Ticket kommt hier niemand rein oder raus. So spart man sich aufwändige Kontrollen wie bei uns, die in den Zügen durchgeführt werden und immer wieder für Aufruhr oder gar Randalen sorgen. Wie so oft frage ich mich, wieso eigentlich man nicht das Beste aus allen Ländern nimmt, zusammenwirft, gut durchrührt und eine bessere Welt daraus backt. Hallo – weiß das jemand?

Jedenfalls hat der Pakistani für gute Laune bei mir gesorgt – nicht, dass sie vorher schlecht gewesen wäre, aber durch die ungewohnte Arbeit mit jungen Studierenden, das Hin und Her in einer lebhaften, manchmal hektischen und immer unbekannteren Stadt, und durch das unablässige Auf-Sendung-Sein und der Konzentration, die eine fremde Sprache erfordert, bin ich etwas ..., was wäre das richtige Wort: mental aus der Puste, vielleicht? Und dann habe ich das Gefühl, dass ich nicht die sein kann, nicht die verkörpern kann, die ich bin. Denn was ich bin, bin ich natürlich zu einem großen Anteil durch

Sprache – das sind wir alle, klar, erst recht aber die, für die Sprache professionelles Handwerkszeug ist. Stilles Erdulden ist nicht meine Königsdisziplin, doch genau dazu bin ich in England immer wieder verdonnert. Witz, Humor, Diskutieren, Standpunkte verteidigen ..., all das und noch viel mehr transportiert man im Allgemeinen über Sprache. Nun ja, ich hätte mich mehr vorbereiten können. Sprachkurse gibt es an jeder Ecke.

Nun wird aber – wie an den Unis in Leeds – in drei Stunden eine junge Dozentin auf mich warten, deren Emails in makellosem Deutsch verfasst waren. Ihre Schützlinge müssten heute – an einem Freitagnachmittag – nicht zu dem Seminar kommen; sie könnten längst chillen, verreisen, beim Bier zusammensitzen. Aber nein, sie werden kommen, haben sie gesagt, sie würden gerne kommen. Und sie werden kommen, wie ich später sehe. Alle. Und mindestens so gespannt auf mich sein wie ich auf sie.

Ich freue mich. Auf dem Programm steht, wie neulich bei Dr. Carolin Summers in Leeds, meine Erzählung »Nicht hier bei uns im Ort«. In Leeds wurde mit der Übersetzung begonnen, in Hull wollen die Studierenden daran weiterarbeiten. An einer Geschichte, wo es um das coming out einer jungen Frau in ihrem Alter geht, die in ihrem Dorf – dem »Ort« – auf Widerstand stößt, besonders bei ihrem Vater. (Schon die Übersetzung des Wortes »Ort« hat sich als schwierig erwiesen! Spannend, ganz neue Erkenntnisse auch für mich.)

Der Bahnhof von Hull ist deutlich kleiner als der Bahnhof in Leeds. Die gleiche Prozedur aber wie in der Schwesterstadt, Drehkreuze, Menschen in Warnwesten, diesmal, um den Bahnsteig zu verlassen. Natürlich bin ich viel zu früh. Ich will für einen ersten Eindruck Hull erkunden. In der Bahnhofshalle stehen an einem Tresen eine ältere Frau und ein junger Mann in der hellblauen Kleidung der Volunteers – zum Kulturhauptstadtjahr 2010 hatte ich ebenfalls blaue Kleidung an und habe

begeisterten Gästen aus aller Welt die Metropole Ruhr erklärt. Die beiden Volunteers freuen sich, als ich auf sie zukomme und erklären mir ihr Hull. Sie preisen die Stadt und platzen schier vor lauter Liebe zu ihr – so, wie sich das gehört! – und während die Frau einen Stadtplan glattzieht, zeichnet der junge Mann den Weg ein, den ich gehen soll, um möglichst das Beste aus dem Rundgang herauszuholen.

Es hat zu regnen begonnen. Heftig. It's raining cats and dogs, sagt man hier; in weiser Voraussicht habe ich in Dortmund meinen regendichten Parka eingepackt. Der glatte Stein auf dem großen Platz der Stadt schimmert, als würden die prächtigen Bauten wie in Venedig auf Pfählen im Wasser stehen.

Es gibt reizvolle Aussichten, der Hafen ist nicht weit, Museum, Town Hall, später der Besuch des prächtigen Münsters, wo gerade eine sensationelle Michelangelo-Ausstellung stattfindet. Unter den Kirchenbänken der riesigen Kathedrale stehen Fußbänkchen, die gepolstert und bestickt sind. Eine charmante Art, gegen kalte Füße vorzugehen: Jedes Bänkchen weist auch auf die Eigentümer*innen hin, unter anderem ist eins im Besitz der Literaturgruppe Hull. Auf dem Weg ins Zentrum findet sich eine Weile lang Nachkriegstristesse, architektonische Sünden. Leerstand auch. Bilder, die ich aus Dortmund kenne, dem Ruhrgebiet insgesamt, das im Zweiten Weltkrieg als wichtigster Industrie- und Rüstungsstandort Deutschlands unter den Fliegerbomben über die Maßen gelitten hat.

Im Vorfeld hatten alle drei Dozentinnen queere Themen ausgewählt, allesamt Texte von mir. Dr. Helen Finch diskutierte das Thema »othering« am Beispiel von »Rückkehr der Träume«, ihre zwei Kolleginnen waren mit der Übersetzung der Short Story beschäftigt. Die Unis in Leeds sind alt und schön; es gibt offene Kamine, Stuck und schwere Ledersessel. Die Uni in Hull ist als

ein Ableger der Universität in London 1920 gegründet worden und ist eher ein moderner Campus, der etwas außerhalb liegt. Die Interieurs zweckmäßig und sehr geschmackvoll, stylische Nischen zum Chillen und Lesen, ein Café in einem explosiven Farben- und Formen-Mix. Toll!

Ich nehme nach der Michelangelo-Ausstellung ein Taxi Richtung Campus. Der Fahrer diesmal ein Engländer, sogar einer aus Hull, bartlos, rötliches Haar, etwas beliebt. Vorne fehlt ihm ein Schneidezahn. Sein Akzent ist schwierig für mich; als er hört, dass ich aus Deutschland komme, drückt er vor Begeisterung auf die Hupe. »Great«, schreit er. »I love Germany. You are so funny.« Er dreht sich zu mir um, zeigt mir kurz die Zahnlücke und reißt das Steuer nach links. Help! Das Hupen eines Transporters jault vorbei. Der Fahrer rauft sich das Haar. »I've never been there, you know«, ruft er traurig. »But one day perhaps ..., where do you come from?« Er gibt sich Mühe, langsam zu sprechen. »Dortmund«, sage ich. Ich bin gespannt, ob er damit etwas verbinden wird. Natürlich verbindet er etwas damit etwas. Den BVB. »Great«, schreit er wieder, »good boys, you are so wonderful.«

»But the ... war«, sage ich, zögernd. Ich habe einen Kloß im Hals. Immerhin steht vor dem Bahnhof ein riesiges Kriegerdenkmal. Und im Bahnhof sind an den Wänden die Namen von Hunderten und Aberhunderten der Gefallenen aus Hull zu lesen, die von hier aus in den Krieg zogen und nie zurückkehrten. »But the wars«, müsste ich eigentlich sagen, denn es wird überall hier der Gefallenen beider Weltkriege gedacht, die auf Deutschlands Konto gehen. Ich kann nicht anders: Sobald jemand mein Land lobt, das ich liebe, habe ich Einwände; die Scham sitzt tief, das Gefühl von Schuld, das Bewusstsein, einem Volk anzugehören, dessen Brutalität weltweit legendär ist und kaum in Worte zu fassen. Ich habe noch nie ein

KZ besucht und werde es niemals können. Der Mann mit dem rötlichen Haar und der Zahnlücke hat ein weites Herz, obwohl es sicher auch in seiner Familie Kriegsoffer gab. »The ... war ...?«, fragt er, tastend, als müsse er erstmal für sich sortieren, was denn das nun überhaupt ist. Er strahlt mich noch einmal an; er bemerkt meine Beklommenheit; er ist entschlossen, mich da rauszuholen. »That were the Nazis«, ruft er mit Nachdruck aus. »Not the Germans, the Nazis, you know?« Ich schlucke und merke, dass ich mich, verdammt noch mal, zusammenreißen muss. Ich gebe ihm ein großzügiges Trinkgeld. Er will nicht bis Islamabad, aber vielleicht irgendwann mal bis Dortmund, und das gibt es auch nicht umsonst.

Auf den Stufen zum Hauptgebäude der Universität Hull steht Dr. Ward und lächelt mir zu. Wir stehen voreinander, checken kurz die Lage, die Chemie stimmt, und schon liegen wir uns in den Armen und tun was für die Anglo-German-Freundschaft. »Es ist gut, dass Sie gekommen sind«, sagt Elizabeth M. Ward, »es ist eine Ehre für die Studierenden.« Sie führt mich übers Gelände, zeigt, erklärt. Ich bin beeindruckt.

Eine Traube vor der Tür; sie warten schon auf uns. Neugierige Blicke, ein Nest aus zusammengesteckten Köpfen, wo getuschelt wird. Hände umklammern Laptops und Mappen. Elizabeth schließt die Tür auf.

Sie könnten an diesem Freitagnachmittag längst chillen, aber nein: Sie wollen es so. Sie wollen zwei Stunden streiten und debattieren, linguistische Fragen unter die Lupe nehmen, das Für und Wider abwägen bei diesem oder bei jenem Wort. Die Schriftstellerin aus Deutschland kennenlernen. Es sollen schließlich fast drei Stunden werden. Lilian ist dabei, eine junge Wissenschaftlerin aus Österreich, die aus Freundschaft und zur Verstärkung gekommen ist; ihre Eltern, erzählt sie später, waren glühende Zionisten; ihre Familie: so viele ermordet in den

Lagern, sie selbst lebt in England und zwar sehr gern ... Sie stolpert über das Wort »Schickse«. Schickse, das ist jiddisch für nicht-jüdische Frauen. In meiner Geschichte benutzt es ein Vater für die Freundin seiner Tochter, nicht freundlich in diesem Fall; im Ruhrgebiet, das habe ich allerdings erst nach meiner Rückkehr nach Jahrzehnten gelernt, benutzt man es eher mit zärtlichem Einschlag; vielleicht auch nur im westfälischen Teil? »Was macht unsere Schickse denn so?«, fragt mich unweigerlich bei jedem Telefonat irgendwann die Mutter meiner Liebsten. Und eine Freundin berichtet, dass ihr Ehemann gerne und in schönster Zugewandtheit: »Na, meine kleine Schickse?« zu ihr sagte, wenn er sie in die Arme nahm.

Lilian ist diese Konnotation völlig unbekannt. Aufregend, solche Gespräche, auch die jungen Studierenden hören mit großen Augen zu. Ich werde geradezu erleuchtet, als es um die Übersetzung von »... sie hasst es, abends in ihr leeres Haus zu kommen« geht. Die Studierenden machen aus »abends« ein »in the end of the day«, was mich begeistert. »Am Ende des Tages« – my goodness, das bietet ganz anderen Raum für Assoziationen, für innere Bilder. Da ist alles drin: Nach der Arbeit erledigt sein, erstmal Schuhe aus, Tee kochen, Rotwein entkorken. Puh! Erst mal auf die Couch.

Sie arbeiten in Kleingruppen, genauso wie bei Helen und Caroline in Leeds. Sie blättern in schweren Wörterbüchern, was fast anachronistisch wirkt, suchen im Internet, machen sich Notizen. Lachen, schauen sich Hilfe suchend um. Elizabeth und Lilian gehen von Gruppe zu Gruppe, ich bin stand by, ganz bezaubert vor lauter Genießen dieser wunderbaren ungewöhnlichen Situation und bezaubert auch von den vielen wunderbaren ernsthaften jungen Menschen, die ihren Weg erst noch finden müssen und hoffentlich finden werden, und denen ich alles Glück dieser Welt wünsche.

Nach dem Seminar sitzen wir zu dritt – Elizabeth, Lilian und ich – auf einer Bank vor dem Hauptgebäude. Das Taxi wird in etwa zwanzig Minuten da sein. Natürlich ist der Brexit auch hier ein Thema. Kein Mensch kann oder will inhaltlich noch etwas dazu sagen. Ratlosigkeit, Schulterzucken. Schlimmste Befürchtungen auch hier. Und immer wieder: Wut. Dann kommt der Taxidriver um die Ecke; ein Junge stürzt auf den Wagen zu – sorry, falsches Codeword. Der Fahrer schüttelt den Kopf. Ich kenne das richtige: Ursula. Tja, mein Freund. Pech gehabt.

Yeah! Ich umarme die Damen mit viel Enthusiasmus, der erwidert wird; wir alle hoffen auf ein Wiedersehen. Diesmal fährt mich ein schweigsamer Blonder mittleren Alters. Draußen fliegen die Fassaden vorbei. Eine Backsteinkirche ist zu verkaufen, im Nieselregen hängt der gemarterte Christuskörper. Imbiss, Roulette, Indian Food, Sisha Bar; ein bisschen Rotlicht-Milieu offenbar. In der Bahnhofshalle haben die Volunteers den Info-stand längst dicht gemacht. Blutrote Poppies – Mohnblüten aus Papier oder Plastik – im Rund des Gebäudes, ein paar Blumen. Und Namen über Namen der Gefallenen der Stadt und, zum Beispiel, diese Inschrift:

In Memory of those who left Hull Station 1914 – 1918 (WW 1) and never returned.

Dass sie uns trotzdem lieben, zumindest oft so vorbehaltlos begegnen ... Allen, die ich getroffen habe in diesen besonderen Tagen, bin ich dankbar dafür.

Diesen Text habe ich am Abend vor meiner Abreise geschrieben. Ich saß lange unten in der Hotelloobby, hatte einen Rotwein vor mir stehen und später noch einen und Papier und Stift dabei und draußen regnete es – wie üblich in Yorkshire natürlich cats and dogs.

(November 2019)

Zombie Killing Shirt

Sie war unterwegs in Sachen Literatur und der Städtepartnerschaft zwischen Dortmund und Leeds. Sie würde eine Woche in der nordenglischen Partnerstadt Leeds bleiben, auf dem Programm Lesungen, Diskussionen, das Begleiten von Workshops an verschiedenen Universitäten, wo Texte von ihr ins Englische übertragen werden würden. Ein Abenteuer; sie freute sich und war gespannt.

Nach dem Aufstehen hatte sie aus dem achten Stock des IBIS im Morgendunst die Skyline von Leeds gesehen: Baukräne und Wolkenkratzer und zu einem kleinen Teil links hinten ein Stück des »Queens«, eines traditionsreichen Hotels, das, wie sie wusste, im Zentrum lag. Sie hatte das pittoreske Zentrum gestern nach ihrer Ankunft noch kurz vor Einbruch der Dunkelheit durchstreift – nur einen kleinen Teil – und war schon begeistert gewesen von der Pracht der alten Bauten, den bunten zweistöckigen Bussen und dem quirligen Leben. Sie wäre gerne länger unterwegs gewesen, aber sie hatte ihre Müdigkeit unterschätzt und die Probleme mit ihren Knien. Es gab Phasen, wie in diesen Tagen, wo der Schmerz schon beim Aufstehen einsetzte und nicht einmal in der Nacht verschwand.

Ham and eggs, baked beans – ein englisches Frühstück war sie sich am ersten Morgen schuldig. Sie machte mit dem Smartphone ein Foto davon, obwohl sie sich albern dabei fühlte; sie würde es später dennoch verschicken. Sie beobachtete einen Jungen, höchstens fünfzehn, dachte sie, der sich über die Wangen weiße Streifen gemalt hatte. Ein Maori, hatte sie überlegt; später, in einem kurzen Gespräch, hatte er das bestätigt. In der Stadt schienen ihr alle möglichen Ethnien vertreten zu sein, die sie zum Teil nicht einordnen konnte. Ihr abendlicher Streifzug gestern: Sie war in einer fish & chips-Bude

gelandet und hatte mit dem freundlichen jungen Mann gesprochen, seine Stadt gelobt, was ein Lächeln in sein Gesicht zauberte, und wie eine alte Lehrerin schelmisch den Zeigefinger gehoben: »I hope you are peaceful together?!«

Sie war sich nicht sicher, ob ihr Englisch korrekt war. Der junge Mann sah hoch; ihre Frage schien ihn zu erstaunen. »Of course«, meinte er, während sein Lächeln sich in der glatten braunen Haut der Wangen vertiefte. »Of course, no problem.« Er hatte ein paar Pommes frites auf den Teller geschaufelt und sorgfältig ein Stück frittierten Fisch daraufgelegt. »Garlic?« Sie nickte, obwohl sie nicht wusste, was Garlic war; es war eine klare Knoblauchsauce, die er aus einer Plastikflasche großzügig über dem Fisch verteilte.

Sie holte sich eine Orange vom Frühstücksbuffet und einen frischen Kaffee; der junge Maori wuselte gerade hinter einer hochgewachsenen muskulösen Blondin in einem Etuikleid her und wischte beflissen noch einmal über die spiegelblanke Tischplatte, bevor sie sich mit einem Nicken setzte. Gestern im Flieger war die Frau ihr schon aufgefallen, nein, schon am Flughafen in Düsseldorf. Sportlerin vielleicht, hatte sie gedacht, und da war auch schon ihr Begleiter gekommen, auch er groß und gut gebaut, und hatte sich nach einem flüchtigen Kuss auf ihr Haar zu ihr gesetzt.

Im Flugzeug war sie an ihrem Fensterplatz eingenicke, war erst beim Landeanflug aufgewacht. Sie war als Schülerin, mit dreizehn oder vierzehn, einmal in Nordengland gewesen, nicht weit von hier, aber sie erinnerte sich nach all den Jahren und Jahrzehnten an nichts. Nicht an dieses noch im Herbst satte Grün der Wiesen, die sich wie ein riesiges Puzzle ineinander verschränkten, nicht an die niedrigen Mauern aus Bruchsteinen, nicht an die zahllosen Schafe, die sich gemächlich rupfend vorwärts bewegten. Und dann war da etwas gewesen, was sie kurz

irritierte, bevor sie erkannte, was es war. Der Verkehr, natürlich. Auf der Insel fuhr man links.

»Peter«, hatte sie gestern grinsend zu Peter gesagt. »Was macht ihr nur, ihr fahrt ja alle auf der falschen Seite?!« Peter hatte sie am Bahnhof Leeds-Bradford abgeholt, er war ihr Kontaktmann in England, ein paar Jahre jünger als sie, knapp über sechzig, Schriftsteller, Radiomacher. Musiker auch. Ein Hans Dampf. Er hatte sich vor einer Weile eine Woche in Dortmund aufgehalten – wie sie Teil des Programms von Autoren und Autorinnen zur 50jährigen Städtepartnerschaft –, aber zu der Zeit war sie auf Reisen gewesen. Sie hatte schon während der zahlreichen Mails gedacht, dass sie sich schon irgendwie verstehen würden, und als sie gestern Nachmittag aus dem Flughafen kam – Leeds-Bradford fand sie sehr überschaubar und nicht so furchteinflößend wie Düsseldorf – trafen sich ihre Blicke sofort, und beide zeigten mit theatralisch gerecktem Zeigefinger so synchron aufeinander, als hätten sie für diese erste Begegnung eine Regieanweisung bekommen. Peter, schmal und nicht sehr groß, wuchtete gekonnt ihren Koffer in den Skoda und machte den kleinen Witz, den er wahrscheinlich mit allen vom Festland machte. »Let's go!«, eine einladende Handbewegung und – schwupp! – natürlich war sie zur rechten Autotür gegangen, von wo er sie mit milder Geste zur Seite schob. »My side, dear ...«

Jetzt, während sie einen Muffin zerteilte und sich genüsslich ein Schokostückchen auf der Zunge zergehen ließ, dachte sie an ihr Gespräch auf dem Weg vom Flughafen ins Zentrum von Leeds. Es war verrückt, welche Themen sie in die knapp dreißig Minuten gepackt hatten. Sie hatte ihm von dem Bild erzählt, das ihr gerade eben vollkommen fremd gewesen war. Ein – sie hatte den Mann nicht wirklich einordnen können – Pakistani vielleicht hatte bei der Einreise noch einmal ihren Pass überprüft: dunkle Uniform, schwarzer Bart, der Turban, das

martialische Auftreten. In Deutschland sah man selten Männer mit Turban, und wenn, dann eher nicht in beruflichen Positionen, die mit Macht oder auch nur Autorität zu tun hatten.

Peter hatte die Toleranz in seiner Stadt gelobt, erzählt, wie gerne er ein Teil von Leeds sei, und dann hatte er von Europa gesprochen, die Kappe geradegerückt und hinterm Steuer die Augen zu schmalen Schlitzern zusammengekniffen. »Best idea we ever had«, sagte er knapp und trat aufs Gaspedal, und natürlich waren sie dann sofort beim Thema Brexit gelandet. Der Riss, erzählte Peter, gehe durch Familien, zerstöre Freundschaften, spalte Gruppen. »It's horrible!«

Sie berichtete aus Deutschland. Dass es auch hier diesen Riss gebe, der viel Gewachsenes, Althergebrachtes zerstöre: Strukturen, Systeme, Gefühle auch zwischen den Menschen. »What«, hatte sie gefragt und Peter freundschaftlich auf den Unterarm geklopft, »what do you think about German Nazis?« »German Nazis«, sagte Peter, er riss das Steuer nach rechts, als ein LKW vorbei donnerte, und sah sie kurz an. Er verzog das Gesicht. Sie schwiegen einen Moment. »Das reißt bei uns die Familien auseinander«, sagte sie leise und aufgebracht. »Freundschaften, Paare. You know what I mean. Dieses verdammte Thema hat doch auch unsere Generation von Anfang an belastet.«

Der Frühstücksraum war jetzt sehr voll geworden; sie nutzte die eine entscheidende Sekunde für einen kleinen Sprint, um sich an der blinkenden Maschine einen neuen Latte Macchiato zu holen. Der Maori lächelte ihr zu, am Nebentisch hatten vier Männer in T-Shirts Platz genommen. »Zombie Killing Shirt« stand auf dem Shirt, das sich über dem mächtigen Bauch eines Mittvierzigers spannte; er war bleich und frisch rasiert, und seine massigen Oberarme steckten in rot gesprenkelter Haut wie in einem straff gespannten Nylonstrumpf. Die fantasti-

schen Vier schaufelten baked beans und dunkel gebratene kleine Würstchen in sich hinein; ab und zu ein Grunzen, das Wischen behaarter Handrücken über glänzende Lippen. Wenn dies hier Deutschland wäre, dachte sie lakonisch, dann wären dies vielleicht Nazis, aber vielleicht waren diese Männer hier an diesem Ort das auch. Waren Brexit-Ja-Sager eigentlich oft auch radikale Rechte?

Das musste sie Peter fragen. Peter würde es vielleicht wissen; er schien eine Menge zu wissen, auch wenn er immer wieder diesen kapitalen Fehler machte: Egal, was man sagte, er fuhr stoisch auf der falschen Straßenseite. Gestern, auf dem Weg ins IBIS, war sie in seinem Skoda tausend Tode gestorben, aber sie war höflich, hatte nichts gesagt, hatte stattdessen die Landschaft bewundert, die verspielte Architektur der viktorianischen Straßenzüge, die an ihnen wie in einem Märchenfilm vorüber flogen. »How cuce, that's so very british«, hatte sie ausgerufen, einmal, zweimal ..., und war sich dabei ein kleines bisschen, nun ja, bescheuert vorgekommen. Natürlich, ihr Englisch trug sie einigermaßen bequem durch den Alltag in Leeds, aber wenn es um mehr ging, um Debatten, um Standpunkte, Emotionen, musste sie passen. Sie dachte daran, wie Geflüchtete sich fühlen mussten – hochqualifizierte Frauen und Männer oft, denen es schlicht nicht möglich war, sich über Sprache als die Individuen darzustellen, die sie oft waren: gebildet, intelligent, eloquent und vielleicht trotz allem noch voller Humor und Menschenfreundlichkeit.

Gerade zog das »Zombie Killing Shirt« mit donnerndem Schritt an ihrem Tisch vorbei; am Buffet war eine nächste Ladung Würstchen aufgefahren worden. Gestern im Auto hatte Peter erzählt, dass der Bruder seines Vaters 21-jährig im Zweiten Weltkrieg gefallen war. Sein Vater, hatte Peter gesagt, die Knöchel weiß am Steuer des klapprigen Skoda, hätte nie ..., nein! Niemals hätte

sein Vater auch nur einziges Wort mit einem Deutschen gesprochen. Nicht eins, kein einziges fucking word! Ihr brennen die Augen. Ihr selbst bricht es das Herz, wenn sie die Fotos der alten Reichs- und Hansestadt Dortmund sieht, von der nichts übrigblieb, nachdem die Alliierten sie ab 1943 in Schutt und Asche legten; Feuer, die lodernd durch die Straßen rasten, es kein Löschwasser gab nach dem Bombardement der Talsperre an der Möhne. Im März 1945 der letzte Großangriff auf das geschundene Dortmund: Er gilt als einer der schwersten, die je auf eine deutsche Stadt geflogen wurden. Und so sitzen sie beide in Peters Skoda, beide betagt schon; und dennoch Kinder der Opfer und dennoch Kinder der Täter. Stumm einen langen Moment, bis sie einen Seufzer ausstößt – kaum könnte sie auf Deutsch beschreiben, was sie gerade bewegt –, und Peter sie ansieht und ihr leise auf den Unterarm klopft. What a happiness, sagt Peter, that we have Europe. Ein Glück, dass wir Europa haben.

(November 2019)

Nachwort

Spricht man die Dortmunder Autorin Ursula Maria Wartmann auf Literatur an, bringt sie das Gespräch sehr bald auf den Umstand, daß sie vergleichsweise spät erst damit begonnen habe, Lyrik zu schreiben. Damit steht Wartmann im nationalen wie im internationalen Ranking keineswegs allein. Neben ihrer journalistischen Tätigkeit hatte die Autorin zwar bereits sechs Romane und rund fünfundzwanzig Erzählungen vorgelegt. Gedichte zu schreiben bereite ihr allerdings ein viel größeres, vielleicht das größte Vergnügen überhaupt.

In ihren Romanen findet sich nicht nur sehr viel Lokalkolorit – Hamburg etwa oder das Ruhrgebiet –, sondern auch eine nicht unbeträchtliche Dunkelheit, die sich im Lauf der Geschichte oft nur wenig aufhellt. Wartmanns Protagonistinnen sind ebenso taffe wie zerbrechliche Figuren, die vom Leben so manche Wunde davontragen – einige können heilen, andere dagegen bekämpft man lebenslang, setzt sich dauerhaft mit ihnen auseinander. Dies sind insbesondere die Verletzungen, die von den Müttern zugefügt wurden oder den Vätern.

Wartmann engagiert sich jenseits ihrer literarischen Arbeit gegen alle Arten von Unrecht auch politisch. Dieses Engagement der studierten Soziologin spiegelt sich auch in der zupackenden Art der Beschreibungen in ihren Erzählungen und Romanen wider. Da wird nichts beschönigt, sondern immer klar benannt. Wie in den Stories des amerikanischen Erzählers Raymond Carver geht es direkt und ohne Umschweife zur Sache. Man ist als Leser, als Leserin unmittelbar mit der Finsternis in den menschlichen Herzen, in den Straßen der Großstädte konfrontiert.

Viel mitleidvoller, ja geradezu zärtlich zeigen sich dagegen die Gedichte von Ursula Maria Wartmann, auch wenn es hier an ätzender Kritik vor allem an der als

verloren empfundenen Institution Kirche nicht fehlt. Die Gedichte befinden sich meist in einem seltsamen Schwebestadium, der oft nicht vollends beglückend, aber auch nicht gänzlich düster ist, der nicht nur aus Beobachtung und autobiographischen Reflexen, sondern auch zum Gutteil aus Imagination und einer fieberhaft wilden Phantasie besteht. Vergänglichkeit, Krieg, Zerstörung sind in der Welt allgegenwärtig, warum also nicht auch im Gedicht? Umso wertvoller sind die Enklaven der Schönheit, denen man in vielen Zeilen ebenso begegnet. Genaue Beobachtung und Gefühl, Imagination und (zeit-)kritische Schärfe gehen hier eine faszinierende Bindung ein.

Wartmanns Gedichte meiden das Experiment, sie beruhen auf einer Bildlichkeit und einem Vokabular, das jederzeit zugänglich ist; sie reihen sich lieber in den schönen Chor ihrer Vorgängerinnen ein, als sich in übermäßiger Schroffheit zu exponieren. Dennoch sind sie modern und auf der Höhe ihrer Zeit, weil sie bekannte Wendungen kühn unterlaufen, Erwartungen in unbequeme Richtungen führen und immer wieder einmal Zeilenbrüche wagen, die beinahe das sichere Fundament der Grammatik verlassen. Präzise Beschreibungen mischen sich mit halluzinatorischen Assoziationen zu einem brodelnden, schwarzen Antidot, dessen Wirkung man sich nur schwer entziehen kann.

Das vorliegende Lesebuch präsentiert einen Querschnitt durch ein Werk, das nicht ohne Widerstände ist, zugleich aber den Kontakt zum Publikum sucht, nicht anders als die Autorin selbst, wie man auf ihren Lesungen eindrücklich erleben darf. Wartmann zu lesen bedeutet, sich der Frau, dem Mann, dem Kind, dem Menschen von nebenan ebenso wenig zu verschließen wie den kleinsten Beobachtungen in unterschiedlichen Landschaften und in den Straßen der großen Städte.

Jürgen Bröcan, im Januar 2025

Ursula Maria Wartmann wurde im Juli 1953 als ältestes von drei Kindern in Oberhausen/Rheinland in eine damals noch großbürgerliche Familie hineingeboren. Ein rigider Katholizismus und Konservatismus prägten ihre Kindheit und frühe Jugend. Als Glücksfall erwies sich der Besuch des damals neu gegründeten Bertha-von-Suttner-Gymnasiums, wo dank einiger herausragender Lehrerinnen und Lehrer Mitdenken und Hinterfragen ausdrücklich erwünscht waren. Als sie 1972 mit einer starken Sechs in der Mathematik-Abschlussarbeit ihr Abitur ablegte, war sie fit genug, um unverzüglich die Segel zu hissen und sich fortan im Windschatten der 68er quicklebendig durchs tosende Leben zu bewegen. Sie studierte kurz in Essen, länger in Aachen, am längsten in Marburg an der Lahn, und zwar Soziologie und Politikwissenschaften, Psychologie und Kunstgeschichte. Sie verließ die Universität mit dem Abschluss Diplom-Soziologin. Danach Zeitungsvolontariat in Gießen und Friedberg. Langjährige Tätigkeit als Redakteurin und freie Autorin für Zeitungen und Zeitschriften in Hessen, Hamburg, Niedersachsen und NRW. Gastspiel als Pressesprecherin eines Sozialverbandes in Hamburg. Als tief im Herzen rheinische Frohnatur ist sie auch im westfälischen Osten der Metropole Ruhr ein unbedingt authentischer Ruhrgebietsmensch. Nach zuletzt exakt zwanzig Jahren in Hamburg lebt sie seit 2006 mit Begeisterung wieder in der »Stadt der Städte«. Zur Jahrtausendwende erste Buchveröffentlichungen. Ihre Genres: Biografie. Erzählung. Essay. Hörspiel. Portrait. Reportage. Roman; seit Anfang 2019 auch Lyrik. Zahlreiche Preise und Nominierungen, u.a. Förderpreis zum Literaturpreis Ruhr (2001), Literaturpreis Oberhausen (2002), Endauswahl Ulrich-Grasnick-Lyrikpreis (2022), Nominierungspreis der »Gruppe 48« (2024).

Textnachweise

Die Kraniche kraulen; Der große Brand; Der König hat überlebt; Vietnam; Altes Grab; Winterlicht; Schlaganfall; Seestück; Ich besprühe die Mauern; Zuletzt sind wir alle im Licht; Asesino; Marriot. Notstrom; Silvester. Nachts; Mutter Erde aus: Gegen acht im Park – April; Wind. Surfing; Nadelwälder; Gesang der Wale; Kartoffelernte; Winter; Fremde Freiheit; Blesshuhn; Tage so sonnenwarm; Hoffen; Scheiterhaufen; Damals war Krieg; Auf dünnem Seil; Endlager am Morgen; Denken an Knaben aus: Am Ende der Sichtachse – Geburt; Novemberwind; Eifeldüsternis; Morsche Brücke; Regen; Ritt am Strand; Sonnenuntergang; Wolken; Versprich es; Wir queren das Grauen; Bauerngarten; Nachtkinder in hohen Hüten; Die Neige des Sommers; Wo immer Antwort kam aus: Nachtkinder in hohen Hüten – Keine Absichten, Kennst du das Land und Oktober an der Kieler Förde werden hier erstmals veröffentlicht – Midlife Blues, Sichelmond, Nicht hier bei uns im Ort, Hinter dem Tor aus: Der Bourbon des Grafikers – Knappenberg. aus: fluss_laut, digitale Anthologie 2023 – Alles passt! aus: Konkursbuch 49: Heimat, Konkursbuch Verlag Claudia Gehrke, Tübingen 2010. Notat vom 30. Mai 2021. Webseite ursula-maria-wartmann.de

Die wichtigsten Veröffentlichungen

Lyrik

Gegen acht im Park. edition offenes feld, Dortmund 2020.

Am Ende der Sichtachse. edition offenes feld, Dortmund 2021.

Nachtkinder in hohen Hüten. edition offenes feld, Dortmund 2023.

Erzählungen

Midlife Blues. MV Verlag, Münster 2010.

Der Bourbon des Grafikers. edition offenes feld, Dortmund 2019.

Romane

Tante Lissi kann auch anders. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1998 (Neuaufgabe 2016).

Tante Lissi geht aufs Ganze. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1999 (Neuaufgabe 2016).

Die Angst der Kaninchen. Quer Verlag, Berlin 2003.

Rückkehr der Träume. Quer Verlag, Berlin 2004.

Pension Vera. Brockmeyer Verlag, Bochum 2015.

Schwedische Verführung. neopubli Berlin 2018 (gemeinsam mit Regina Müller-Ehlbeck unter den Pseudonymen Hanna Holm und Linda Lövgren).

Kinderbuch

Drei Kinder und ein kleiner Hund. epubli, Berlin 2024 (gemeinsam mit Maria Braig).

Hörspiel

Die Engelmacher, WDR Köln 1995.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. DeGENER (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Dep-ping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuck-mann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benz-ler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche (Bd. 130) ■ Philipp Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch (Bd. 132) ■ Martin Becker (Bd. 133) ■ Fritz Eckenga (Bd. 134) ■ Walter Höher (Bd. 135) ■ Rolf Schönlau (Bd. 136).